GENDER OPEN REPOSITORIUM

Erzählend die Welt anschauen - die kleine wie die große

Kaufmann, Eva

1997

https://doi.org/10.25595/2348

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kaufmann, Eva: *Erzählend die Welt anschauen - die kleine wie die große*, in: Kaufmann, Eva; Schröter, Ursula; Ullrich, Renate (Hrsg.): Als ganzer Mensch leben: Lebensanspruche ostdeutscher Frauen (Berlin: trafo Verlag, 1997), 87-143. DOI: https://doi.org/10.25595/2348.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Eva Kaufmann /
Ursula Schröter / Renate Ullrich

'Als ganzer Mensch leben'

Lebensansprüche ostdeutscher Frauen

Berlin 1997

Die Deut che Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Kaufmann, Eva:
"Als ganzer Mensch leben" : Lebensansprüche ostdeutscher Frauen / Eva Kaufmann ; Ursula Schröter ; Renate Ullrich. Berlin : Trafo-Verl. Weist, 1997
(Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft ; Bd. 5)
ISBN 3-930412-76-4
NE: Schröter, Ursula:; Ullrich, Renate:; GT

"Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft" – Schriftenreihe
Herausgeberin: Hanna Behrend, Berlin

Die Titel der Schriftenreihe erscheinen unregelmäßig.

Band 5: "'Als ganzer Mensch leben'. Lebensansprüche ostdeutscher Frauen"
Autorinnen: Eva Kaufmann / Ursula Schröter / Renate Ullrich

ISBN 3-930412-76-4

© trafo verlag dr. wolfgang weist, Berlin 1997
Finkenstraße 8, D-12621 Berlin, BRD
Fax: 030/56 70 19 49

Satz: trafo verlag
Umschlaggestaltung: trafo verlag

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Editorial 7

Vorwort **9**

KAPITEL I
DIE DDR-FRAU UND DER SOZIALISMUS – UND WAS DARAUS GEWORDEN IST 13
Ursula Schröter

1. Sag, war es Zukunft? 13
2. Sind wir auf der Suche nach Zukunft? 52
   Soziologischer Exkurs 54

Literatur 73

KAPITEL II
ERZÄHLEND DIE WELT ANSCHAUEN – DIE KLEINE WIE DIE GROSSE 87
Eva Kaufmann

1. Einleitung 87
2. Frau und Berufstätigkeit 89
3. Verlorene Illusionen und konkrete Utopie. Exkurs zu Brigitte Reimann und ihrem Roman "Franziska Linkerhand" 97
4. Frau und Kind(er) 102
5. Belangvolle Erfahrungen. Exkurs zu Maxie Wander, ihrem Protokollband "Guten Morgen, du Schöne" und Christa Wolfs Vorwort "Berührung" 111
6. Das alte Lied oder Von der Unstimmigkeit der Beziehungen 121
7. "Es geht nicht weiter, wenn es so weitergeht." Exkurs zu Gerti Tetzners Roman "Die Oase" 131

Literatur 141

KAPITEL III
LEBENSENTWÜRFE. SCHAUSPIELERINNEN UND IHRE ROLLEN 145
Renate Ullrich

Vorbemerkung 145
1 Die Wende und der weibliche Blick 147
Euphorie und Alb, Trauer und Hoffnung 151
Künstlerische Sprachlosigkeit 154
1 Gestaltete Sprachlosigkeit: Räuber von Schiller (1990) 155
3.2 Vivisektion: Villa Jugend 1991) 157
4. Lebenswege I 161
4.1 Herkunft, Kindheit, Jugend 161
4.2 Ausbildung 164
Erwartet verboten gebraucht 167
1 Jutta Wachowiak in: Die Sorgen und die Macht (1962) 169
5.2 Angelika Waller in: Das Kaninchen bin ich (1965) 174
Lebenswege II 181
6.1 Traditionen 182
6.2 Arbeitsbedingungen 185
7 Immer anders Ich sagen 193
.1 Angelika Waller in: Rotfuchs (1973) 195
7.2 Christine Gloger und Cornelia Schmaus in: Zement 1973/1996) 199
7.3 Angelika Waller in: Franziska Linkerhand (1978) 204
8. Den eigenen Kern bewahren. Erfahrungen frischhalten 209
Literatur 211

Zu den Autorinnen 215

Kapitel II
Erzählend die Welt anschauen – die kleine wie die große

Eva Kaufmann

1. Einleitung

Im 20. Jahrhundert ist die Emanzipation der Frau unter den verschiedensten gesellschaftlichen Voraussetzungen überall in der Welt meist quälend langsam partiell vorangekommen. Den kräftigsten Schub erfuhr sie in den Ländern des nach 70, bzw. 40 Jahren aufgegebenen Sozialismus-Versuchs. Bisher ist noch nicht abzusehen, was davon spurlos verschwinden, was bleiben oder in veränderten Formen wiederkehren und weiterwirken wird.

Gerade jetzt, nach dem Kollaps des Sozialismus und den frischen Erfahrungen mit einem überaus rabiaten Kapitalismus ist es aufschlußreich, einige literarische Werke von Autorinnen aus der DDR neu anzusehen, die in den 70er und 80er Jahren erschienen waren und für die (Selbst)Verständigung vieler Frauen großes Gewicht erlangt hatten.

Diese Literatur ist selbst Produkt und Agens eines bei allen Widersprüchen und Defiziten bemerkenswerten Emanzipationsschubes. In keinem anderen Land hat es vergleichsweise einen so nachhaltigen Vorstoß schreibender Frauen in die literarische Szene gegeben. Das entspricht der Dynamik der Veränderungen. Die Autorinnen reflektierten Erfahrungen, die nicht nur eine "Elite", sondern die große Mehrheit von Frauen mit neuen Lebensmöglichkeiten, Widersprüchen und Konflikten machten.

Als subjektive Lebensdokumente vermitteln die ausgewählten Texte ein Bild wirklichen weiblichen Lebenszusammenhangs in der DDR und damit auch Aufschluß über das, was Frauen mit dem Zusammenbruch der DDR verloren gegangen ist – an realen Existenzbedingungen sowie an mehr oder weniger begründeten Hoffnungen, Illusionen und Utopien.

In den 70er Jahren betrachteten nicht wenige Autorinnen die realen Verhältnisse der DDR polemisch, weil sie zunehmend zu der Überzeugung gekommen waren, daß der Emanzipationsprozeß bei allem, was die Gleichberechtigungspolitik positiv gebracht hatte, kritisch bilanziert und energisch weitergetrieben werden müßte. Das war die Basis für Entwürfe eigenständiger alternativer Lebensgestaltung. In den 80ern verstärkten

sich ihre Bedenken, ob die ursprünglichen Zukunftsvorstellungen zu realisieren wären, wenn auf dem praktizierten Weg der Gesellschaftsentwicklung wie bisher weitergegangen würde. Dieses kritische Verhältnis stand oft im Zusammenhang mit anderen Feldern der Gesellschaftspolitik (Kulturpolitik, demokratische Bürgerbeteiligung, ökonomische Strategie).

In meinem Beitrag behandle ich belletristische Texte – hauptsächlich der erzählenden Literatur – unter problem- und sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten. Ein vollständiger Überblick über die thematisch relevanten Texte ist nicht angestrebt. Die Kapitel 3, 5 und 6 verfolgen die Beziehungen der Frau zur Berufsarbeit, zum Kind und zum Mann, zu jenen drei Lebenssphären, die Frauen zum ersten Mal energisch als Einheit beanspruchten. Ich gehe mit dem literarischen Material insofern einseitig um, als ich die genannten Einzelaspekte am Beispiel mehrerer Texte beleuchte, ohne auf die Gesamtthematik und ästhetische Eigenart der Werke ausführlicher einzugehen. In den drei Exkursen zu Einzeltexten (Kap. 2, 4, 6) werden entsprechend der Werkthematik mehrere Aspekte in ihrem Zusammenhang angesehen. Es handelt sich hier nicht um komplexe literaturwissenschaftliche Analysen, sondern um problemgeschichtliche Darlegungen.

Mit der gesonderten Betrachtung des Verhältnisses zur Arbeit, zu Kindern und zum Mann sind keineswegs alle für weibliche Figuren wesentlichen Lebensbeziehungen erfaßt. Die Konzentration auf diese Dreiheit scheint mir zulässig, weil sie im Verständnis vieler literarischer Figuren – und wirklicher Frauen – das ausmacht, was sie unter einem "ganzen Menschen" verstehen. Das mag auf den ersten Blick bescheiden oder auch beschränkt klingen, umfaßt es doch nicht den Reichtum an Beziehungen, den ein weibliches Individuum beanspruchen kann. Für Männer sind diese drei Sphären selbstverständlich und ergänzen einander.

Für eine Frau stellte sich die Situation gründlich anders dar. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mußten Frauen, die Anspruch auf einen qualifizierten Beruf erhoben, gerade auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet, in der Regel auf Kind und Mann verzichten. Im Schuldienst und bei der Deutschen Post waren Frauen z. T. auch noch nach Inkrafttreten der Weimarer Verfassung, die die staatsbürgerliche Gleichstellung der Frauen festlegte, einem "Zwangszölibat" unterworfen,

Mit solcher Konfliktsituation hatten es Frauen in der DDR nicht mehr zu tun. Im Einklang mit dem Gesellschaftskonzept vereinbarte sich die Berufstätigkeit, das Kernstück der Gleichberechtigungspolitik, insofern mit ökonomischen Erfordernissen, als Frauen wegen des permanenten Arbeitskräftemangels dringend benötigt wurden. Frauen sollten zugleich Berufswünsche realisieren, verheiratet sein und Kinder haben können. Deshalb auch die zahlreichen Fördermaßnahmen (Krippen, Kindergärten, Horte, Studienmöglichkeiten, Sonderlehrgänge für berufliche Qualifizierung usw. usf.).

Dieser unbestreitbare Schritt in Richtung Unabhängigkeit brachte – wie viele literarische Zeugnisse von Frauen bezeugen – schwerwiegende Konflikte mit sich. Bei dem Versuch, den Anspruch auf Beruf, Kind und Mann zu realisieren, machten manche Frauenfiguren, bzw. auch einige Autorinnen, die schmerzliche Erfahrung, sich gespalten zu fühlen. Noch immer oder auch unter neuem Vorzeichen das alte Dilemma? Ein frühes Zeugnis solcher Bedrängnis findet sich in einer Tagebuchnotiz der Lyrikerin Inge Müller,

geschrieben 1957 während eines Krankenhausaufenthaltes. "Dreigeteilt: Mein Mann, mein Kind, mein Schreiben keins ist v o r dem andern, keins? Wenn es entschieden , werde ich gesund sein oder sterben" (Müller 1996: 120). Welch eine Zuspitzung! Ihr Selbstmord 1966 hat sicherlich nicht nur mit diesem Zerissenheitsgefühl zu tun, sondern mit den psychischen Verletzungen durch den Krieg. Einen völlig andersgearteten Fall stellt Eva Strittmatter dar, die als Fünfzigjährige beklagt, "nie ein g a n z e r Mensch" (Strittmatter 1986: 138; vgl. auch Kap. 6) gewesen zu sein. Inge Müllers verzweifelte Notiz entstand nach Jahren Ehe, die Eva Strittmatters nach 32 Jahren. Beide schrieben, beide waren mit Schriftstellern verheiratet, die die Kraft ihrer Frauen voll in Anspruch nahmen.

Haben wir es hier mit einem speziellen Künstlerinnen-Problem oder einem allgemeinen zu tun? Betrachten Schriftstellerinnen die Entwicklung wegen der neuentstandenen Konfliktlage als Irrweg oder als eine zeitweilige, überwindbare Konfliktphase? Anders gefragt, wie reagieren Schriftstellerinnen, wenn sich das, was für die Generation ihrer Mütter und Großmütter ein Traumziel war, bei der Realisierung als überaus konfliktträchtig herausstellt? Diese und andere Fragen sollen im Gang der Materialbesichtigung erörtert werden.

2. Frau und Berufstätigkeit

1

In den Romanen, Erzählungen und Werken der Dokumentarliteratur, die Schriftstellerinnen seit den 60er Jahren veröffentlicht hatten, sind die weiblichen Hauptfiguren bis auf wenige Ausnahmen berufstätig. Über diesen Tatbestand wurde in den Texten kaum reflektiert; er verstand sich inzwischen von selbst. Das hängt mit verschiedenartigen Faktoren zusammen: zum einen mit dem hohen Prozentsatz berufstätiger Frauen, zum anderen mit dem offiziell propagierten Frauenbild und ebenso damit, daß viele Autorinnen über Erfahrungen aus früherer Berufstätigkeit verfügten und ungeachtet aller Besonderheiten der Schreibexistenz, freie Zeiteinteilung vor allem das Leben berufstätiger Frauen führten.

Auseinandersetzungen darüber, ob der Mann seiner Frau erlaubt, arbeiten zu gehen, oder dies verweigert, sind kaum mehr Gegenstand literarischer Darstellung. Diese Frage hatte sich historisch erledigt. Irmtraud Morgners Roman "Das Haus am Rande der Stadt" von 1962 hatte unter anderem gezeigt, wie eine Frau in den besten Jahren ihrem Mann, einem Bauarbeiter und Brigadier, abtrotzt, nach langen Jahren des Hausfrauendaseins, auch mit Unterstützung der "aufgeklärten" achtzehnjährigen Tochter, eine zunächst unqualifizierte Berufstätigkeit aufzunehmen. Soweit zu diesem exemplarischen "Einstieg"

2.

In den 70er und 80er Jahren siedelten die Erzählerinnen ihre weiblichen Figuren in den verschiedensten, meist qualifizierten Berufen an, vielfach in wissenschaftlichen, darunter wiederum auffallend häufig in naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen, die aus dem Spektrum traditioneller Frauenberufe herausfielen.

Helga Königsdorfs Vorliebe für Figuren aus Bereichen der "exakten" Wissenschaften hängt zum großen Teil mit ihren Erfahrungen während langjähriger Arbeit als Mathematikprofessorin in der Akademie der Wissenschaften zusammen. In ihren Erzählungsbänden "Meine ungehörigen Träume" (1978) und "Der Lauf der Dinge" (1983) agieren mehrere Mathematikerinnen und Physikerinnen. In "Respektloser Umgang" (1986) hat die namenlose ich-erzählende Mathematikerin phantastische Begegnungen mit der authentischen Physikerin Lise Meitner.

Was aber mag die anderen Autorinnen bewogen haben, ihren Protagonistinnen Berufe zuzuschreiben, die sie nicht aus eigener Erfahrung kannten – Rosemarie Zeplin z. B., die in einer frühen Erzählung eine Mathematikerin[1] vorstellt. In Irmtraud Morgners Roman "Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz ..." (1974) gibt es neben einer Ernährungswissenschaftlerin, eine Physikerin, im Roman "Amanda" (1983) unter anderen weiblichen Spezialistinnen auch eine Bauleiterin und eine Bauingenieurin. Christa Wolf läßt eine promovierte Physiopsychologin Experimente zur Geschlechtsumwandlung durchführen[2], und Brigitte Reimann stellt eine Architektin[3] in den Mittelpunkt ihres Romans "Franziska Linkerhand".

Im wirklichen Leben waren Frauen in solchen Berufen und Positionen eher die Ausnahme. Dennoch wirkten diese Figuren nicht unglaubwürdig oder utopisch. Sie lagen im Zuge der Zeit; Mädchen wurden z. B. ausdrücklich für technisch-naturwissenschaftliche Studienrichtungen geworben (Szepanski 1995: 256). Als in der DDR Kybernetik und EDV (elektronische Datenverarbeitung) forciert entwickelt wurden, sollten gerade Frauen in diese Prozesse einbezogen werden. Schriftstellerinnen hatten begreiflicherweise ihre Freude daran, weibliche Figuren mit bislang "unerhörten" Fähigkeiten und Talenten zu gestalten. Daß Frauen jedwede körperlich schwere und schlecht bezahlte Arbeit zuverlässig erledigten, war als geschichtliches Faktum und gelegentlich auch als literarische Erscheinung bekannt. Ihre Eignung und Leistung in "Männerdomänen" auf wissenschaftlich-technischem Gebiet jedoch waren neu. In einigen Fällen hängt diese Berufswahl auch mit der Gesamtthematik des jeweiligen Werks zusammen. Zum Beispiel verfolgen einige dieser Figuren gesellschaftlich wichtige Projekte. In Morgners Geschlechtertauschgeschichte möchte die Ernährungswissenschaftlerin Valeska dazu beitragen, den Hunger in der Welt zu beseitigen, und damit die "Vermenschlichung des Menschen" (Morgner 1974: 680) voranbringen. Das klingt hochgestochen, nimmt sich jedoch im heiter-phantastischen Kontext der Story keineswegs deplaziert aus. Ähnlich, wenn auch weniger groß dimensioniert, ist Franziska Linkerhands Absicht, billige und schöne Wohnungen für alle zu bauen.

1 In der Erzählung "Die kleine Seejungfrau" im Band "Schattenriß eines Liebhabers" (1980).

2 In der Erzählung "Selbstversuch" (1972).

3 Franziska Linkerhand im gleichnamigen Roman (1974).

Aus den Handlungszusammenhängen ergibt sich, daß Frauen auch in ungewohnten Berufsfeldern so gut sind wie Männer. Das allerdings ist nicht der Zweck der Darstellung, eher die "Entdeckung" daß diese Figuren nicht tun wollen, was Männer machen, sondern Anderes anders.

Vom Standort gleicher Berechtigung und Befähigung B. läßt es Christa Wolf in der Erzählung "Selbstversuch" fraglich erscheinen, ob es für Frauen überhaupt erstrebenswert , wie Männer zu werden, zu denken, zu handeln und zu fühlen diese. Mit gewachsenem Problemverstand und Selbstbewußtsein wollten Frauen nicht mehr nur mit- und nachvollziehen, was eine männerdominierte technokratisch deformierte Gesellschaft vorgab.

3.

Zunächst scheuten junge Autorinnen – was in der Literarturgeschichte oft zu beobachten ist davor zurück, ihren Protagonistinnen unmittelbar autobiographischen Hintergrund zu geben, sie als Schriftstellerinnen auftreten zu lassen. Die Autorin, die sie als ältere namhafte Kollegin vor Augen hatten, Anna Seghers, ist dafür anschauliches Beispiel. Im Personenbestand ihres umfangreichen Werks gibt es keine Schriftstellerin oder Künstlerin, übrigens auch wenig Künstler männlichen Geschlechts. Bei den jungen Autorinnen mochte die Scheu, ICH zu sagen, die eigene Existenz für darstellungswürdig zu halten, zunächst ein Hinderungsgrund gewesen sein. Das änderte sich vor allem durch erste literarische Erfolge und dementsprechend wachsendes Selbstbewußtsein.

Christa Wolf durchbrach diese Zurückhaltung mit ihrem, seit der Erzählung "Juninachmittag" (1966) erprobten Schreibprinzip, die Erzählperspektive vom eigenen Erfahrungsfeld her aufzubauen, gründlich. "Subjektive Authentizität" prägt den großen Teil ihrer Texte ("Christa T." "Kindheitsmuster" "Störfall" u. a. m.). Zunächst ist dabei wenig, später mehr über Schreibprobleme und den literarischen Betrieb, B. über Zensurschwierigkeiten zu finden. Diese authentische Ich-Figur, die der Schriftstellerin nahesteht, ohne mit ihr identisch zu sein, ist die Instanz, die weitausholende Reflexionen über den derzeitigen und künftigen Weltzustand anstellt.

Irmtraud Morgner wählte eine andere künstlerische Methode. Mit ihrer Trobadora Beatriz griff sie auf eine authentische Dichterin des Mittelalters zurück, ließ die Minnesängerin im Jahre 1968 aus ihrem Dornröschenschlaf aufwachen, damit sie erkunde, ob die Welt für Frauen inzwischen wohnlicher geworden sei. Testfall ist die DDR. Diese phantastische Konstruktion schafft die Möglichkeit, über Frauenemanzipation und Probleme schreibender Frauen, auch über Eigenes in großen geschichtsphilosophischen Zusammenhängen und oft eulenspiegelhafter Manier zu reflektieren. Emanzipation erscheint in der Optik dieser 843 Jahre alten Minnesängerin als langfristiger historischer Prozeß. Die unmittelbare Gegenwart mit ihrem kräftigen Emanzipationsschub ist eingebettet in ein weites Feld historischer und kulturgeschichtlicher Rückgriffe (z. B. auf weibliche Gottheiten, mythische Gestalten wie Penthesilea, moderne Politikerinnen), zeitgeschichtlicher Bezüge und spielerischer Vorverweise in künftige Zeiten.

Eigenes steckt nicht nur in dieser welt- und zeiterfahrenen Trobadora, sondern auch in der anderen Hauptfigur der beiden großen Romane, in der Berliner S-Bahn-Trieb-

wagenführerin Laura Salman, die im "normalen" Alltag berufstätiger DDR-Frauen zu Hause ist. Mit ihr kann Morgner alle "Freuden und Leiden" durchspielen, mit denen eine alleinerziehende Mutter konfrontiert ist. Für ihre Tätigkeit als "Spielfrau", als ebenbürtige Gefährtin der Minnesängerin, hat Morgner sie mit einer für eine Triebwagenführerin ungewöhnlichen Vorgeschichte (Germanistikstudium) ausgestattet, muß sie doch die Texte der anderen öffentlich vortragen und vertreten können. Die beiden Romane enthalten eine erstaunliche Fülle verschiedenartiger weiblicher Temperamente und Lebensformen, vielfältige Erfahrungen von jungen und alten, von Hausfrauen, von alleinstehenden Frauen mit und ohne Kind.

Der Grundgestus, mit dem im Roman "Trobadora Beatriz" alte und neue Widersprüche dargestellt werden, ist zuversichtlich; er unterstellt, die weitere gesellschaftliche Entwicklung ermögliche positive Veränderungen, wenn sich Frauen selbstbewußt und aktiv engagieren. Diese Zuversicht ist in dem anschließenden Band "Amanda" (1983) tiefer Skepsis gewichen. Die Besorgnis resultiert in erster Linie aus der seit Mitte der 70er Jahre gewachsenen Atomkriegsdrohung, die alle Handlungsmomente durchdringt, auch die Anlage der Beatriz-Figur, die nach ihrer neuerlichen Wiedergeburt als antikes Fabelwesen, als schreibende Sirene, Gestalt erhält. Insofern die Menschheit generell gefährdet erscheint, verschlechtern sich auch die Aussichten auf ein Ende des Geschlechterkrieges. Unter diesem düsteren Vorzeichen läßt Morgner auch im Hexenroman "Amanda" zahlreiche weibliche Figuren agieren, die sich in schwierigen Lebenslagen durch vielfältige Formen weiblicher Solidarität gegenseitig zu stützen versuchen. Nicht verlorengegangen, kaum gemindert sind Kraft und Gewitztheit der Frauen, sich selbst aus tiefen Krisen wieder aufzuraffen. Das betrifft sowohl das phantastische Wesen Beatriz als auch die vielgeplagte Triebwagenführerin Laura sowie die große Zahl älterer und jüngerer weiblicher Nebenfiguren. Wie schwierig sich für manche die selbständige soziale Existenz auch gestaltet, keine will zurück in die alte Lebensform und Rollenlage. Ihre Grunderfahrung ist die Veränderung, bzw. Veränderbarkeit der Verhältnisse. Das prägte nachhaltig. Die Haltung gegenüber Männern als Partner ist gelassen, etwa im Sinne jener Worte, die Helga Königsdorf ihrer Protagonistin (dem Liebsten gegenüber) in den Mund legte: "Ich wage jetzt das große Abenteuer. Ich begebe mich auf die Suche nach mir selbst ... Ich werde meinen Weg gehen: mit dir, ohne dich, gegen dich" (Königsdorf 1978: 129).

4.

Für ihre Laura hatte Irmtraud Morgner eine Reihe von Episoden erfunden, in denen der anstrengende Alltag einer alleinerziehenden S-Bahn-Triebwagenführerin, gerade auch der Streß in Nachtschichten, plastisch zur Anschauung gebracht wird ("Trobadora" 11. Buch, 8. Kap. und "Amanda" Kap. 40). Zugleich reicht die andere Seite dieser Figur über die Alltagswahrscheinlichkeit hinaus. Durch den phantastischen Handlungszusammenhang der Romane kann ihre Not, vor allem ihr Suizidversuch glücklich gewendet werden. Dank ihrer besonderen biographischen Voraussetzungen und die Verbindung mit der zaubermächtigen Gefährtin sind ihre Lebensansprüche hoch angesetzt.

Anders verhält es sich in Texten, in denen keine Magie zu Hilfe genommen und der Alltag "pur" dargestellt wird. Lebensqualität und -ansprüche von literarischen Figuren, die – aus welchen Gründen auch immer – in relativ unqualifizierten Berufen arbeiten, sind niedrig. Die jungen Frauen haben keine Qualifizierungs- und Aufstiegswünsche, bescheiden sich früh: so in Angela Krauß' großer Erzählung "Das Vergnügen" (1984) die junge Felicitas, die mit ihrer schmutzigen, monotonen Arbeit als Teilfacharbeiterin in einer Brikettfabrik vollauf zufrieden ist. Sie sieht darin mehr als einen "Job" und fühlt sich in ihrem Selbstbewußtsein gestärkt. Ähnlich verhält es sich mit der anspruchslosen Konsumverkäuferin in Jutta Schlotts Erzählung "Meilenweit". Offensichtlich richten sich diese jungen Frauen mit befremdlicher Selbstverständlichkeit auf eine genügsame Existenz ein, weil sie ein Kind zu versorgen haben (vgl. Kap. 4). Sie sind gelassen, weil sie frei sind von Existenzangst, frei von der Furcht um einen Arbeitsplatz, vor Konkurrenzkämpfen oder gar Obdachlosigkeit. Die bescheidene Sicherheit scheint für alle Zukunft gewährleistet.

Es ist anzunehmen, daß hinter diesen Figuren handfeste Realitätsstudien der Autorinnen stehen, vielleicht auch ein Erstaunen darüber, wieviel Kraft eine Frau ausgeben kann, ohne etwas dafür "zurückzubekommen". Dieser Eindruck entsteht zum Beispiel in Helga Schuberts Erzählung "Die Silberkrone" (im Erzählungsband "Blickwinkel" 1984), in der das Porträt einer älteren Frau in ländlichen Verhältnissen gezeichnet wird, die mit ihrer Schulbildung von nur drei Klassen über die Jahre hin immense Arbeitslasten bewältigt, ihren oft betrunkenen Mann erträgt und in dem Krankenhaus, in dem sie in der Essenausgabe ihr Geld verdient, rundum Freundlichkeit ausstrahlt.

Die Charakteristika dieser fiktiven "plebejischen" Figuren stimmen mit denen überein, die in authentischen Porträts der seit den 70er Jahren breiter entwickelten Dokumentar-Literatur enthalten sind z. B. in Sarah Kirschs "Fünf unfrisierte(n) Erzählungen aus dem Kassetten-Recorder" mit dem Titel "Die Pantherfrau" (1973), in Maxie Wanders vielgelesenen Protokollen nach Tonband "Guten Morgen, du Schöne" (1977, vgl. Kap. 5), in Gabriele Eckarts in der DDR nicht gedrucktem Protokoll-Buch "So sehe ick die Sache" (1984) oder in "Dünne Haut. Tagebücher von Frauen" (1987).

Insgesamt weist die Personenwahl all dieser Frauentexte ein breites soziales Spektrum auf. Eben diese Vielfalt, Lebendigkeit und Unmittelbarkeit bedingten das zu Recht gerühmte breite Publikumsinteresse. In diesen Texten konnten sich viele Lesende mit ihren Sorgen und Wünschen wiederfinden. Die Grenzen zwischen den sozialen Sphären waren in der DDR-Gesellschaft, in der die Klassenstruktur in Bewegung begriffen war, durchlässig.

In diesem Zusammenhang sei vermerkt, inwiefern die Kulturpolitik rund um den "Bitterfelder Weg" gelegentlich als Bumerang wirkte. Wie Schriftsteller waren auch Schriftstellerinnen aufgefordert, sich in Produktionsbetriebe zu begeben und das Leben der Arbeitenden kennenzulernen. Nicht wenige taten das bereitwillig, weil sie auf diese Weise direkt erfuhren, was wirklich "los war". Von ihren Wirklichkeitserkundungen brachten sie zuweilen literarische "Früchte" mit, die schlecht ins gewünschte Bild paßten. Das gilt sowohl für die bereits erwähnten Protokolle aus dem Obstanbaugebiet Werder von Gabriele Eckart als auch für Monika Marons Roman "Flugasche",

in dem sie Erfahrungen im Chemiegebiet Bitterfeld verarbeitet hatte, – Texte, die in der DDR als undruckbar galten und schließlich im Westen veröffentlicht wurden.

Ungedruckt geblieben waren auch Texte, in denen junge Autorinnen Schicksale beleuchteten, die aus dem offiziellen Bild von DDR-Leben verdrängt wurden. Christa Moog (geb. 1952, ausgereist 1984) erzählte in ihrer 1985 in der BRD erschienenen Erzählungssammlung "Die Fans von Union" von Frauen, deren Leben trübsinnig und ausweglos erscheint, in der Geschichte "Meine Kollegin Marianne" z. B. von einer Putzfrau, die von ihren Söhnen und vom Lebensgefährten im Alkoholrausch oft geschlagen wird. In der Erzählung "An einem langem Tag" entwickelt Christa Moog das Psychogramm einer Lehrerin, die weder zu ihren Schülerinnen und Schülern, noch zu ihrem Lehrstoff eine positive Beziehung hat und den Schultag über nur an das Klingelzeichen und die rettenden Beruhigungstabletten denkt.

Katja Lange-Müller (geb. 1951) hatte als Aussteigerin Anfang der 80er Jahre in der Psychiatrie Herzberge in Berlin gearbeitet. Aus diesen Erfahrungen und Beobachtungen entstanden beklemmend suggestive Geschichten von weggesperrten Frauen, darunter: "Manchmal kommt der Dot auf Latschen", "Die große Reise" und "Die Klinke bin ich". Sie erschienen nach Lange-Müllers Ausreise 1984 in der BRD in dem Band "Wehleid – wie im Leben" (1986).

1989 noch vor dem Fall der Mauer publizierte Gerhard Wolf Prosatexte von Gabriele Kachold (geb. 1953) unter dem Titel "zügel-los". Sie enthalten auch Texte, die ihre Erfahrungen während der einjährigen Haft in einem Frauengefängnis reflektieren, zu der sie verurteilt worden war, weil sie sich aktiv an Protestaktionen an der Erfurter Pädagogischen Hochschule[4] beteiligt hatte. Im Gefängnis war 1977 der Impuls entstanden, schreiben zu wollen. 1982/83 verfaßte sie u. a. die Texte "was tut sie", "bauchhöhlenschwangerschaft", "der letzte Tag" – drastische Momentaufnahmen von weiblicher Existenz hinter Gefängnismauern.

Diese Texte über Frauenleben "ganz unten" stammen hauptsächlich von Autorinnen, die nach 1950 geboren wurden, die also einer "Töchter"-Generation angehören, aus der viele jene Hoffnungen auf eine positive Entwicklung der DDR, wie sie die "Mütter-Generation" in ihrer Jugend gehegt hatte, nicht teilten. Ausgegrenzt zu werden, wurde zu ihrer Grunderfahrung. Verständlich, daß sie sich nach den mannigfaltigen Erlebnissen mit staatlicher Machtpolitik für die positiven Seiten sozialen Lebens, auch die Gleichberechtigungspolitik wenig interessierten. Nichts mehr von Einsteigen und Aufsteigen. Häufig wird Aussteigen zum leitenden Motiv.

5.

Ums Aussteigen geht es auch in einigen Texten von Autorinnen besagter "Mütter"-Generation, namentlich um den Ausstieg aus einem qualifizierten Beruf, aber nicht, weil sie sich überfordert fühlten, sondern weil sie ein anderes Lebenskonzept haben und gegen die politischen Kontexte ihrer Berufstätigkeit rebellieren.

4 Vgl. die Darstellung in der biographischen Skizze "Erfurt – mein Mittelalter", in: Gabriele Stötzer-Kachold, "Grenzen los fremd gehen", Berlin 1992.

Ein frühes Beispiel dafür ist Christa Wolfs "Nachdenken über Christa T." (1968). Hier scheidet die Hauptfigur aus dem Lehrerberuf nicht nur wegen ihrer Erkrankung an Leukämie aus. Sie kommt mit dem starren Erziehungs- und Schulkonzept nicht zu Rande; es läßt zu wenig Spielraum für emotional anregenden Literaturunterricht. Der Rückzug auf die Hausfrauen- und Mutterexistenz an der Seite eines Tierarztes bedeutet nicht resignativen Rückfall in alte Frauenrollenexistenz, sondern aktive Suche nach einer Lebensweise, in der die junge Frau ihre kreativen Fähigkeiten ausbilden kann. Die Logik dieser Figurenentwicklung läuft auf die Überlegung hinaus, daß der Sozialismus differenzierte Individualitätsentwicklung nicht nur zugestehen, sondern um eines produktiven Lebensklimas willen fördern sollte.

Eine andere Variante des Aussteigens findet sich in dem gleichfalls 1968 erschienenen Prosaband "Hochzeit in Konstantinopel" (1968) von Irmtraud Morgner. Erzählt wird von einer jungen Frau, die von sich aus eine angesehene Tätigkeit als Laborantin in einem physikalischen Forschungsinstitut aufgibt und es vorzieht, als Schaffnerin zu arbeiten. Abgesehen davon, daß Morgner mit diesem Berufswechsel ihre Vorliebe für "fahrende" Berufe einmal mehr ins Bild setzt, hat es mit der Absage an den Laborantinnenberuf eine besondere Bewandtnis. Während die Bele H. die stumpfsinnige "Domestikenarbeit" (Morgner 1979: 44) im abgedunkelten Labor als sinnlos ansieht, ist die Schaffnerin-Arbeit für sie befriedigender, weil sie das Unterwegssein, das In-Bewegung-Sein symbolisiert. Dazu kommt, daß sie die psychisch verkrüppelnde Wirkung des Arbeitsfanatismus männlicher Forscher auf ihren Liebhaber und also auch auf sich zu spüren bekommt. In diesem Punkte begegnet sich Morgners Kritik am männlichen Wissenschaftskonzept mit der, die Christa Wolf in ihrem "Selbstversuch" geübt hatte. Wie Christa Wolf die Absage an das männliche Lebensmuster mit der Ankündigung des eigenen Experiments krönt (Wolf 1974: 133), so bekräftigt Bele H. ihre Abwendung von steriler Arbeits- und Lebensweise dadurch, daß sie auf dem Weg zum Standesamt aussteigt und dem verdutzten Mann verkündet, das "absolute Experiment" (Morgner 1979: 190) wagen zu wollen.

Festzuhalten ist, daß all diese Frauenfiguren als Rastlose erscheinen, als Charaktere, die auf der Suche nach neuen Erfahrungen und Lebensmöglichkeiten das Risiko nicht scheuen. In diesem Zusammenhang durchbricht Irmtraud Morgner gängige Vorstellungen von Rollenzuschreibungen mit einer sehr prägnanten Episode. In ihrer Geschichte "Das Kostüm"[5] wird geschildert, wie die jugendliche Ich-Erzählerin bei einem Besuch der Mozart-Oper "Don Giovanni" wider alles Erwarten und entgegen den Warnungen der Mutter nicht für die verführten Frauen, sondern den Verführer leidenschaftlich Partei ergreift. "Ich sah nur verschiedene Arten von Trägheit und einen Rastlosen. Und dieser Rastlose war selbstverständlich ich. Dieser von unendlicher Neugier Besessene, vom Tatentrieb der Sinne, von Ketzerei. Kann ein dreizehnjähriger Mensch, der gerade zu fühlen beginnt, wie die Kräfte sich in ihm sammeln und versammeln und rumoren, derart vor die Wahl gestellt, Identifikationsverführungen von Trägheiten erliegen? Lieber

5 Diese Geschichte, im Amanda-Roman als 30. Kapitel unter der Überschrift "Lauras zweiter Idealbericht oder Don Juan im Marmorpalast" abgedruckt, war 1982 separat in der Anthologie "Das Kostüm" erschienen.

untergehen als nachgeben!" (Kostüm 1982: 7). Die Oberfläche der moralisierenden Opern-Fabel negierend, attackiert Morgner Frauenbilder, von denen verhängnisvolle Verführung zum Unterwerfen, Dulden und Leiden ausgehen, und reklamiert für Frauen den "Tatentrieb der Sinne" und die Neugier.

Rastlos suchend zeigt auch Gerti Tetzner ihre Hauptfigur Karen W. im gleichnamigen Roman (1974). Diese gibt ihre Tätigkeit als diplomierte Juristin und die guten Karriereaussichten auf. Während ihrer Praktika bei Gericht und Staatsanwaltschaft und in der späteren Arbeit in einem Notariat wächst ein geradezu körperlicher Widerwille dagegen, sich ständig mit "Nutzungsberechtigten" und "Nutzungsverpflichteten", mit "Erblasser(n)" und "Erbmasse" (Tetzner 1974: 269), mit Hypotheken und immer wieder mit Eigentum beschäftigen zu müssen, hinter denen die Schicksale lebendiger Menschen gänzlich verschwinden. Diese Arbeitsgegenstände, Attribute bürgerlichen Rechts, empfindet die engagierte junge Frau als anachronistisch. Sie machen sie krank in direktem und übertragenem Sinn. Sie kündigt, lebt eine Weile mit Mann und Kind, erträgt diese Existenz nicht lange, macht sich mit ihrer kleinen Tochter auf, um ihr "eigenes Muster" (Tetzner 1974: 290) zu suchen. Dieses "Eigene" liegt nicht in materiellem Besitz, sondern im geistigen und emotionalen "Vermögen".

In Helga Schütz' Roman mit dem hintersinnigen Titel "Julia oder Erziehung zum Chorgesang" (1980) geht es um ein unmittelbar politisch motiviertes Aussteigen (vgl. dazu auch Kap. 4). Julia gibt ihre glänzende Karriere als Chorsängerin auf und arbeitet als Hilfskraft in einer Nervenklinik. Dieser Ausstieg signalisiert, daß sie nicht mehr glaubt, der Weg der DDR-Gesellschaft, bzw. des Sozialismus, führe zu der besseren Zukunft, deretwegen sie ihn einst aus voller Überzeugung mitgegangen war. Im Zusammenhang mit politischen Disziplinierungsmaßnehmen, denen der Sohn in der Schule ausgesetzt ist, entscheidet sie sich für eine schwierige alternative Existenz.

Wie wir sehen, haben diese "Ausstiegsgeschichten" ein breites Spektrum von Motivationen. Einige Figuren wollen sich nicht damit zufriedengeben, Männern zu assistieren oder sich in die zermürbenden Mechanismen einzupassen, die Männer geschaffen haben und deren Absurditäten diese infolge langer Gewöhnung nicht mehr wahrnehmen können. Meist kollidieren die Vorstellungen der Frauenfiguren von sinnvoller erfüllender Arbeit mit der Praxis des Berufs. Es geht um die grundlegende Erfahrung, daß in den aufgegebenen Berufen, vor allem wegen deren "systembedingter" Zwänge, die eigenen Vorstellungen von "gesellschaftlich nützlicher Tätigkeit" und individueller Kraftentfaltung nicht zu realisieren waren.

3. Verlorene Illusionen und konkrete Utopie. Exkurs zu Brigitte Reimann und ihrem Roman "Franziska Linkerhand"

1

Brigitte Reimanns Roman "Franziska Linkerhand" 1974 postum erschienen, reicht entstehungsgeschichtlich in die erste Hälfte der sechziger Jahre zurück (vgl. Eintragungen von 1962 und 1963 in: Reimann 1983: 130, 135 und 176f.). Obwohl der Handlungsschauplatz vornehmlich auf einer Großbaustelle des industriellen Wohnungsbaus angesiedelt ist und Arbeit eine zentrale Achse dieses Romans bildet, hat der Roman mit dem seinerzeit kulturpolitisch propagierten "Produktionsroman" nichts zu tun. Erzählt wird die Geschichte der jungen Architektin Franziska Linkerhand, für die Arbeit das Wichtigste im Leben st Die Bedeutung der Berufstätigkeit für Frauen wird anhand einiger Negativbeispiele erhärtet; an Franziskas Mutter und der Ehefrau des Bauleiters Schafheutlin wird deutlich gemacht, daß Hausfrauenexistenz einengend und deformierend wirkt. Der Widerwille dagegen hilft der Protagonistin, die Härten und Konflikte des Berufslebens durchzustehen. Für ihren Chef Schafheutlin, "der schon an seinen Lebensabend dachte, an Renten und Zusatzversicherungen" (Reimann 1975: 185), ist Franziskas Lebensweise verwunderlich, beinahe ärgerlich. Ihn entrüstet die Unbekümmertheit dieser Frau, die von "der selbstverständlichen Erwartung ausgeht, diesen Beruf ein Leben lang auszuüben" Sie spart nicht, und das Wort Zukunft hat für sie nichts Bedrohliches. "Da sie in ihre Arbeit vernarrt war, empfand sie jedesmal, wenn sie ihr Gehalt abhob, etwas wie eine freudige Überraschung: man bezahlte sie für ihr Hobby" (ebd.). Franziskas Arbeitsbesessenheit wird nicht idealisiert oder gar zum Vorbild für andere stilisiert. Die Gründe dafür, daß sie ihre Arbeit "Hobby" nennt, werden im Folgenden näher angesehen.

Einer betrifft den Inhalt der Arbeit. Nach dem Studium bei einem namhaften Architekten, der in ihr und anderen Studenten Begeisterung und Ideale für den Beruf Bauen geweckt hat, geht sie freiwillig nach Neustadt (Hoyerswerda); sie kommt in eine Realität, in der Illusionen über den Aufbau schöner Städte in die Brüche gehen. Dennoch ist ihre Arbeit kreativ, partiell künstlerisch und läßt Initiativen zu ein Ausnahmeberuf also, der als "erstes Lebensbedürfnis" durchaus einleuchtet.

Bürokratische Reglementierung und Arbeitserschwernisse verschiedenster Art mindern ihr Engagement nicht, denn ihr Ideal, an einer menschengerechten schönen Stadt mitzubauen, bildet einen unerschöpflichen Antrieb. Dieses Ideal ist unmittelbar an nichtkapitalistische Eigentumsverhältnisse, vor allem an die Freiheit von Profitinteressen und Bodenspekulation gebunden. Franziska will unter allen Umständen die historisch neue Möglichkeit wahrnehmen, für alle billig und schön zu bauen. An diesem Impuls hält sie ungeachtet desillusionierender Erfahrungen fest. Um Verständnis für ihre Ideen kämpft sie einerseits mit vorgesetzten Instanzen, mit Bauleitungen, Planern, Ökono-

6 Der Roman erzielte im Verlag Neues Leben bis 1991 zwölf Auflagen, damit über 200.000 Exemplare, dazu als Lizenzausgabe bei DTV ebenfalls 12 Auflagen zu je 10.000 Exemplaren.

men usw., andererseits mit künftigen Bewohnern, meist "einfachen" Leuten, die schnell billige Wohnungen mit bescheidenem Komfort beziehen möchten und sich wenig um ästhetische Ansprüche scheren. Um gegen diese kulturelle Bedürfnislosigkeit anzugehen, initiiert sie kostenlose Beratungen für geschmackvolle Wohnraumgestaltung, projektiert einen Jugendklub unkonventioneller Art usw. usf. Sie führt ein anstrengendes, erfülltes Leben, geht oft bis an die Grenze ihrer physischen und psychischen Kraft, erringt neben Rückschlägen auch Teilerfolge. Niemand treibt sie an – nur sie sich selbst. In ihrem eigensinnigen Beharren auf der Idee von der schönen Stadt fühlt sie sich im Einklang mit der offiziellen Gesellschaftsprogrammatik, mit fernen kommunistischen Idealen. Auch wenn sie wenig bewirkt, hat sie das Gefühl, sinnvoll auf die Zukunft hin zu handeln.

Wesentliche Handlungsantriebe ergeben sich auch aus der widerspruchsträchtigen sozialen Plazierung dieser Figur. Konflikte sind unvermeidlich, da sich die junge Intellektuelle im Arbeiter- und Bauern-Staat eigensinnig engagiert. Durch ihr großbürgerliches Elternhaus, durch die gemeinsame Oberschulzeit mit Kindern ähnlicher Herkunft und durch die erlesene Architektenausbildung hat sie hohe kulturelle Ansprüche entwickelt. Diese will sie nicht für eine Elite reserviert, sondern auf das allgemeine Kulturniveau ausgedehnt sehen. Das scheint mir eines jener Elemente "konkreter Utopie" zu sein, die diesen Roman für viele attraktiv gemacht hatte und macht.

Der Idealismus dieser Figur wirkt nicht zuletzt deshalb überzeugend, weil Reimann ihr eine kräftige Portion antibürgerlichen Protestpotentials mitgegeben hat. Gegen den Willen ihrer Mutter heiratete sie sehr jung einen Arbeiter. Durch ihn und seinen "Clan" lernte sie "proletarischen Hochmut", Lernunwilligkeit und Intelligenzfeindlichkeit kennen. Franziskas Illusionen werden auch durch ihre Erfahrungen im Arbeiterwohnheim gedämpft. Unter den jungen Arbeiterinnen lebt die Architektin, vor allem wegen der divergierenden kulturellen Gewohnheiten, wie eine Fremde. Keine Seite bekommt dafür den schwarzen Peter zugeschoben. Die Offenheit und Direktheit, mit der Reimann soziale und kulturelle Unterschiede herausstellte, desavouierten die Losung von der "sozialistischen Menschengemeinschaft", die Anfang der 70er Jahre stillschweigend wieder preisgegeben wurde. Diese Parole hatte suggeriert, die "klassenlose Gesellschaft", auf die die gesellschaftliche Entwicklung hinauslaufen sollte, sei zum Greifen nahe. Reimanns Roman zeigt deutlich die Schwierigkeiten sozialer Kommunikation, z. B. wenn die junge Architektin im Wohnheim kleine Brückenschläge versucht. Die Annäherungsmomente zwischen den kulturell fremden Welten, den Arbeiterinnen einerseits und der Intellektuellen andererseits, sind, bedingt durch unterschiedliche Lebens- und Arbeitsweisen, "realistischerweise" rar. Aber sie werden aus Überzeugung und innerem Antrieb unternommen. Indem Franziska bei ihrem Städtebau-Ideal bleibt, tut sie das für sie Mögliche, um dem Ideal einer gerechteren Gesellschaft näherzukommen. Auch dies ist ein starkes Motiv für die Arbeitsbesessenheit dieser Figur.

2.

Als sich Brigitte Reimann nach vorbereitenden Notizen an die Niederschrift ihres Romans machen wollte, sah sie sich herber Ernüchterung ausgesetzt. Am 12.11.1963 heißt es, sie habe während des Gesprächs mit dem Chefarchitekten des Städtebauprojekts

in Hoyerswerda ihr Buch umprojektiert, Franziska käme "voll strahlender Pläne in diese Stadt, in der man nichts verlangt als nüchternes Rechnen, schnelles und billiges Bauen. Kein Platz für persönlichen Ehrgeiz – ein Namenlos in einem Kollektiv, dessen Heldentum darin besteht, daß man nach langem Tüfteln an der Korridorwand drei Zoll einspart ... Wohin sind am Ende die leidenschaftlichen Entwürfe der Jugend?" (Reimann 1983: 176).

Brigitte Reimann war zu diesem Zeitpunkt auch bekannt, daß der Architekt Hermann Henselmann, von dem sie sich in Bezug auf Architektur und Baufragen hatte beraten lassen, wegen seines Baukonzepts öffentlich scharf kritisiert worden war und eine verbal reuevolle Selbstkritik – wie sie dazumal gang und gäbe war – abgegeben hatte. Reimann reagiert auf diesen Vorgang in einem Brief an Henselmann (2.12.1963) erschüttert und indigniert: "Warum kann man Meinungsverschiedenheiten nicht auf eine faire und sachliche Art austragen? Die Reuekundgebungen scheinen einer vergangenen Zeit anzugehören, und selbst wenn ich an Vater Karamasow denke, kann ich sie nicht mal amüsant finden ... Falls mein Buch-Mädchen Franziska in diese Stadt verschlagen wird, schreibe ich den traurigen Roman von verlorenen Illusionen" (Reimann/Henselmann 1994: 29).

Es ist durchaus vorstellbar, daß Henselmann diese nach bekannten Spielregeln vollzogenen peinlichen Demutsgebärden kalkuliert abgegeben hatte. Wie er 30 Jahre später schrieb, habe er sich dabei an Brecht gehalten, der geraten hatte: "Wenn du von der Partei angegriffen wirst, mußt du bereuen und weitermachen" (Reimann/Henselmann 1994: 28). 1966 hatte er der zornigen jungen Autorin erklärt, daß Architekten, da sie mehr als andere Künstler mit der Diskrepanz zwischen Idee und Verwirklichung zu tun hätten, "Schlauheit, Lavieren, Überlisten – kurz alles das, was Brecht immer ... die galileische List nannte", anwenden müßten (ebd. Reimann/Henselmann 1994: 61).

Im gleichen Zusammenhang, im März 1966, erklärte er ihr, die noch unter dem Eindruck des verheerenden "11. Plenums" (Dezember 1965) stand, das der Literatur und Kunst alle eigenständigen Regungen hatte austreiben wollen, warum er trotz allem auf seinem Ideal beharre, einen menschengerechten Städtebau durchzusetzen. Zwar könne es lange dauern und sein Leben "verbraucht sein" (ebd.), bis der neue Bau-Auftraggeber, die Arbeiterklasse, gelernt habe, sich kompetent zu verhalten. Dennoch glaube er, einen wenn auch langsamen Lernprozeß beim neuen Bauherrn beobachten zu können. Auch in der Literatur würde die Partei die Forderung nach Qualität akzeptieren müssen. Da kapitalistische Verhältnisse für ihn keine Alternative darstellen, kämpfte er innerhalb der SED um seine Kunst und hielt sein in vielem problematisches Taktieren durch.
Es scheint, als ob Reimanns Franziska im Laufe der Romanhandlung lernt, ihr Ziel mit einem "trotz alledem" zäh zu verfolgen. Die Autorin selbst hatte sich langen Atem aneignen müssen, als sie sich mit dem "Franziska"-Romanplan auf eine im Vergleich zu früheren Büchern schwierigere literarische Unternehmung einließ. Deprimiert darüber, daß nach mehreren Bucherfolgen in jungen Jahren[7] über lange Zeit nurmehr von neuen

7 Die großen Erzählungen "Die Frau am Pranger" (1956), "Ankunft im Alltag" (1961) und "Die Geschwister" (1963).

Büchern anderer Autoren die Rede war, blieb sie "bei der Stange". Der Konflikt verschärfte sich durch ihre Krebserkrankung 1968. Die Quälereien durch immer neue Operationen und deren Nachbehandlungen stand sie durch, weil die Arbeit am Roman für sie lebenswichtige Bedeutung gewonnen hatte. Sie half ihr auch über Krisen im Liebes- und Eheleben hinweg, z. B. bei der Trennung von ihrem 2. Ehemann.

Schon bei den ersten Überlegungen zum Roman ging Reimann davon aus, daß neben der Arbeit die "flammende Liebe" (Reimann 1983: 176) eine große Rolle spielen solle und beurteilt deren Chancen jedoch insofern skeptisch, als sie in der "konventionellen Ehe" erstickt würde. So läßt sie im Roman die "flammende Liebe" nicht in der Ehe enden.

Als eine der wenigen Frauen im Männerbetrieb Baustelle genießt Franziska ihre "Huhn-im-Korb"-Situation; sie hat zu mehreren Männern Flirtbeziehungen und mit einem die "große Liebe". Der Widerspruch ist eklatant: einerseits ist Franziska außerordentlich stark an Männerbeziehungen interessiert und wird vielfach begehrt, andererseits fällt die Ehe als Möglichkeit aus, und das nicht nur wegen der schlechten Erfahrungen in der ersten Ehe. Reimann läßt eine ganze Reihe von Ehe-Beispielen Revue passieren, die nicht gerade für diese Lebensform sprechen und erst recht nicht für einen Charakter wie Franziska tauglich scheinen. Ihre "große Liebe" läßt Reimann nicht an der Unverträglichkeit von Liebe und (konventioneller) Ehe scheitern, sondern an einem besonderen Konflikt mit politischem Hintergrund. Die Liebenden "können zusammen nicht kommen", weil sich der Mann an eine andere Frau gebunden fühlt und vor allem deshalb, weil Franziska durch ihn in ihrem leidenschaftlichen Engagement verunsichert wird. Sie weiß genau, daß seine Resignation und Desillusioniertheit aus einer mehrjährigen, politisch begründeten Inhaftierung in den 50er Jahren resultieren. In seiner Biographie hatte Reimann authentische Fälle (Erich Loest und Reiner Kunze) verarbeitet. Franziska weiß, daß ihm Unrecht geschehen ist, will sich aber – so ist zu folgern – nicht von seiner fatalistischen Lebenshaltung anstecken lassen und verzichtet auf ihn. Gegenüber schwieriger Liebe stellt sich Arbeit – alle Konflikte in dieser Sphäre eingerechnet – als verläßlicheres Element dar. Das erklärt, warum Franziska dieses Herzstück ihres Daseins auch gegen die Ansprüche ihres Herzens und ihres Leibes verteidigt. Ihr unstillbares Arbeitsbedürfnis entspringt außerdem der Sehnsucht nach Zugehörigkeit, nach "Aufgehoben-Sein" (Reimann 1975: 580f.) und später dem Bedürfnis, "eine schreckliche Leere auszufüllen" (ebd.: 582). Reimann spitzt den Konflikt zwischen Arbeit und Liebe so zu, daß die Liebe auf der Strecke bleiben muß. Diese rigorose Lösung erinnert an die Entscheidung von Christa Wolfs Rita Seidel im "Geteilten Himmel". Im Übrigen kommt Reimann vielleicht auch deshalb zu dieser Lösung, weil sie eigenen Erfahrungen entspricht, allerdings mit entschieden anderer Motivierung als im fiktiven Fall.

Vom 2., 3. und 4. Mann hatte sich Brigitte Reimann vor allem deshalb getrennt, weil sie das eheliche Zusammenleben in der schriftstellerischen Arbeit behinderte. Für die Arbeit frei und unabhängig zu sein, ging ihr schon früh über alles. In der Ehe mit einem schreibenden Kollegen, mit Siegfried Pitschmann, fühlte sie sich besonders bedrückt, nicht nur durch "zeitfressende Haushaltsgeschäfte" (Reimann 1983: 62), sondern durch gelegentliche erbitterte Streiterein, die sich "aus der Arbeit" (Reimann 1983:

51) ergaben. Mit dem Dritten war von vornherein vereinbart, "getrennt" (ebd.: 212) zu wohnen, damit sie nicht in die Lage käme, die Hausarbeit für zwei erledigen zu müssen. Selbst, als sie schwer krank war und mit letzter Kraft am Roman arbeitete, wollte sie lieber wieder allein leben und sich von dem Mann trennen, den sie 1971 geheiratet hatte. Ihren "Junggesellentick" (Reimann/Wolf 1993: 145) hielt sie jedoch nicht für einen Sonderfall, sondern sah ihn im Zusammenhang mit der "wachsenden Ehe-Unlust" (ebd.: 144) vieler Frauen.

Franziska Linkerhand ist kinderlos – was sie von der Mehrheit der Frauenfiguren anderer Autorinnen unterscheidet. Auch dieses biographische Detail wurzelt in Reimanns eigener Biographie. 1954 war es zu einer Fehlgeburt gekommen; 1956 hatte sie in Westberlin eine Abtreibung vornehmen lassen (Reimann 1983: 41). Während ihrer Zeit mit Pitschmann beschäftigte sie gelegentlich der Gedanke, ein Kind zu haben (Reimann 1983: 63). Ihr scheint aber auch bewußt gewesen zu sein, daß ein Kind die gesamte Lebens- und Arbeitsweise verändert hätte und sie sich auf die Reduzierung der Arbeitszeit schwerlich hätte einstellen wollen. Sie bemerkte: "Wenn ich zwei oder drei Tage nicht zum Schreiben gekommen bin – durch irgendwelche läppischen und zeitfressenden Haushaltsgeschäfte –, werde ich krank und hysterisch. Ich brauche die Arbeit wie – wirklich beinahe wie ein Rauschmittel; sie ist einfach ein Glück, eine Selbstbefriedigung, ein zugleich egoistisches und altruistisches Vergnügen" (Reimann 1983: 62). So war es nur konsequent, kein Kind zu haben.

3.

Zu Beginn dieses Kapitels habe ich behauptet, daß in vielen Texten der Wunsch anklingt, sowohl den Beruf als auch Kind und Partnerschaft zu haben und in diesem Sinne ein "ganzer Mensch" zu sein. Aus diesem Trend fällt Brigitte Reimanns Roman heraus. Ihre Heldin Franziska hat und will nur die Arbeit. Ihr bleibt damit jene Zerrissenheit erspart, von der in anderen Texten immer wieder die Rede ist. Sie scheint, so wie sie ist, ein "ganzer Mensch" zu sein. Gegenüber einem auslaugenden Familiendasein empfindet sie die Single-Existenz offensichtlich nicht als schmerzhafte Reduzierung. Diese Figur leidet augenscheinlich auch nicht an verdrängtem Kinderwunsch, dagegen sehr unter dem Verzicht auf die Liebe. Aber das ist, genau genommen, ein "schönes Leiden", denn mit diesem Verzicht rettet sie ihre Liebe vor der (konventionellen) Ehe. Die geopferte Liebe wird sich nicht in Alltagsquerelen abnutzen, sondern der Erinnerung für immer gerettet sein.

Mag sein, daß sich Brigitte Reimanns Krebskrankheit indirekt auf die Franziska-Figur und das Romankonzept ausgewirkt hat. Die Arbeit am Roman erfolgte hauptsächlich nach der ersten Operation 1968. Seitdem lauerten zumindest "im Hinterkopf" die Ahnung und zunehmend das Wissen davon, daß ihre Zeit begrenzt und damit ihr Lebensanspruch arg beschnitten waren. Im Dezember 1971 schrieb sie in tiefster Verzweiflung, sie wolle leben, "nichts weiter als leben, sei's unter Schmerzen, aber auf dieser Welt sein. Dieses Gefühl, etwas Unabwendbarem ausgeliefert zu sein, nur noch eine bemessene Zeit zu haben ... Zwei Jahre? Fünf Jahre? Jedenfalls befristete Zeit, und dieses Bewußtsein einer Frist, ist das Schlimmste." (Reimann/Wolf 1993: 122).

Genau in diesen Jahren läßt sie ihre gesunde Franziska das ausleben, was ihr selbst am meisten am Herzen liegt.

Hinzukommt ein anderer Umstand: Im Unterschied zu Irmtraud Morgner und Christa Wolf zeigte sich Brigitte Reimann an expliziter Debatte um Frauenemanzipation, wie sie die beiden anderen Autorinnen seit Ende der 60er Jahre in ihren Texten geführt hatten, wenig interessiert. Sie mochte ihre subjektive Sicht auf Geschlechterunterschiede und -rollen nicht verallgemeinern. Sie selbst fühlte sich von den meisten Männern nach kurzer Zeit gelangweilt, "weil sie nichts zu bieten haben außer ihrem Fachwissen" und typischen "Männer-Zerstreuungen" (ebd.: 144) wie Fußball und Skat. Solche Ansichten hat sie in ihren literarischen Texten nie in der Schärfe artikuliert wie z. B. Irmtraud Morgner. Reimanns theoretisches Desinteresse steht in merkwürdigem Widerspruch zu ihrer Lebenspraxis, lebte sie doch insofern strikt emanzipiert, als sie die Hausfrauenrolle radikal verweigerte. Weder Franziska noch ihre Autorin monieren – im Unterschied zu anderen Schriftstellerinnen (vgl. dazu Kap. 6) die Unzuverlässigkeit oder Bindungsscheu von Männern. Es ist nicht ihr Problem. Liebe gilt ihr schlechthin als ein flüchtig Ding, wovon Männer wie Frauen gleichermaßen betroffen seien.

Das Leben der Franziska-Figur erscheint trotz der Reduktion auf ihre Berufstätigkeit interessant und aufregend, weil sie gerade durch die Arbeit Teil hat an vielen gesellschaftlichen Sphären, und somit auch reich ist an menschlichen und sachlichen Beziehungen. Letztlich ist Reimanns Hauptgestalt im Gleichgewicht, weil sie den oben erwähnten "verlorenen Illusionen" immer noch ein kräftiges Maß an "konkreter Utopie" entgegenzusetzen hat und weil das Prinzip Hoffnung – ähnlich wie in Morgners Trobadora-Roman – (noch) durchgehalten wird.

4. Frau und Kind(er)

1.

Bekanntermaßen waren in der DDR über 90% der Frauen in entsprechendem Alter berufstätig. Die meisten Frauen, auch über 90%, hatten Kinder. Ein Drittel von ihnen lebte alleinerziehend. Genau dies kennzeichnet auch die Lebenssituation vieler Schriftstellerinnen. Kein Wunder, daß sich in vielen Prosatexten anschauliche Bilder dieser historisch neuen Lebenssituation finden. Ebensowenig verwunderlich, daß dabei eine Fülle verschiedenartiger Erfahrungen, Anstrengungen, Konflikte, Hoffnungen und Wünsche zum Ausdruck kommen.

Elfriede Brüning, eine Autorin der alten Generation (geb. 1910), erzählt in ihrem Buch "Partnerinnen" (1978) von einer Konfliktsituation zwischen Generationen, die ausgesprochen geschlechtstypisch ist. Eine junge Frau, die eine Ausbildung als Kindergärtnerin absolviert hatte, war nach der Heirat zu Hause geblieben und hatte all ihre Energie auf die Erziehung der beiden Töchter gerichtet. Damit unterschied sie sich von der großen Mehrheit ihrer Altersgefährtinnen. Diese Entscheidung scheint wesentlich durch ungute Kindheitserfahrungen beeinflußt worden zu sein. Da ihr Vater im Krieg geblieben war, hatte ihre Mutter allein für die beiden Kinder sorgen müssen. Sie ar-

beitete in der Redaktion einer Monatsschrift und ließ sich vom Chefredakteur immer umfangreichere Arbeiten mit vielen Dienstreisepflichten aufbürden. Die Kinder hatten darunter zu leiden, waren viel sich selbst überlassen und wurden schließlich in ein Dauerheim gegeben. Jahrzehnte später, als sie für ihre aufopfernde Tätigkeit als "Aktivistin der ersten Stunde" (Brüning 1981: 10) geehrt wurde, kritisierte sie ihre damalige Blindheit. Auf Versammlungen hatte sie begeistert vom "neuen sozialistischen Menschen" geredet, "während ihr die eigenen Kinder von Tag zu Tag fremder wurden" (Brüning 1981: 12).

In Brünings Geschichte erweist sich die Protestreaktion der Tochter als Fehlschlag. In ihrer Hausfrauenrolle fühlte sie sich bald als Aschenputtel. Die beiden Töchter dankten ihr das "Opfer" keineswegs. Schließlich revidierte sie sich, begann als Kindergärtnerin zu arbeiten. Das veränderte auch das Verhältnis zur Mutter. Die Junge und die Alte entwickelten füreinander Verständnis. Diese Mutter-Tochter-Geschichte beruht auf einer für die Nachkriegssituation spezifischen Zwangslage. Die Lebenssituation der Tochter erscheint ungleich günstiger, da sie beide Möglichkeiten ausprobieren konnte.

2.

Bis in die 80er Jahre gibt die Literatur von Frauen wenig Auskunft darüber, wie sich Frauen vor der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs im März 1972 bei ungewollter Schwangerschaft verhalten haben. Ein frühes Beispiel findet sich in Irmtraud Morgners Erzählung "Notturno" von 1964[8]. Zum dritten Mal schwanger, überdenkt die Hauptfigur ihre Lage. Sie hatte unbedingt studieren wollen, um Lehrerin zu werden. Wegen der Kinder und der schwierigen Lebensumstände stellte sie ihren Wunsch zurück, während ihr Mann unbeeinträchtigt seinen Weg in den wissenschaftlichen Beruf ging. Nachdem sie sich all dies vergegenwärtigt hat, kommt sie zu dem Schluß, auch dieses Kind auszutragen, und tröstet sich damit, daß sie ihre Berufswünsche auch dann noch realisieren könne, wenn das dritte Kind alt genug sei. Dieser Verzicht der Frau wird kommentar- und distanzlos vorgeführt. Es wird auch nicht erörtert, ob bei dieser Entscheidung der Mangel an sicheren Verhütungsmitteln oder legalen Abtreibungsmöglichkeiten eine Rolle gespielt haben mochte. Die Frau ist eindeutig in einer Zwangslage. Die Lesenden müssen jedoch selbst herausfinden, wie sie sich dazu und vor allem zur Entscheidung der Frau stellen, die anscheinend ohne Ressentiment – und als gäbe es keinerlei Alternative – ihren alten Wunsch immer mal wieder beiseiteschiebt. Viel spricht dafür, daß "aufgeschoben" in diesem Fall "aufgehoben" bedeutet.

Illegale Abtreibung, wie sie zu dieser Zeit gang und gäbe war, erwägt diese literarische Figur nicht. Im Jahre 1964 wurde – internen Dokumenten entsprechend – die Dunkelziffer jährlicher illegaler Aborte auf mindestens 70.000 (Thietz 1992: 96) geschätzt. Da die jährliche Durchschnittszahl genehmigter Aborte mit 700 - 800 positiven Bescheiden extrem niedrig lag, verzichteten die meisten Schwangeren von vorn-

8 Als Morgner Fabelelemente dieser gesondert abgedruckten Erzählung wieder aufnahm und in dem gleichnamigen Kapitel ihres bis 1992 ungedruckt bleibenden Romans "Rumba auf einen Herbst" umgearbeitet weiterführte, erhielt die ursprüngliche Story innerhalb der nun breit ausgeführten Auseinandersetzungen um Liebe und Ehe geringere Bedeutung.

herein darauf, einen entsprechenden Antrag zu stellen. Ihnen blieben – wie eh und je – nur die Pfuscher und der "Abtreibungstourismus" in die Länder Osteuropas, die großzügige Lösungen eingeführt hatten. 1971 wurde in vertraulichen Beratungen verschiedener Gremien eingestanden, daß die bisher getroffenen Maßnahmen zur "Förderung der Geburtenentwicklung" (Thietz 1992: 91, 93) nicht griffen. Zwischen 1963 und 1969 war die Geburtenrate um 20% zurückgegangen. 1971 konnten sich in den staatlichen Entscheidungsgremien diejenigen Meinungen durchsetzen, die darauf drängten, andere Wege zu beschreiten. Aber auch das sollte öffentlich nicht debattiert werden. "Sämtliche Zahlen über Anträge und Schwangerschaftsabbrüche, legale und illegale, galten als geheime Verschlußsache. Sie finden sich in keinem statistischen Jahrbuch der DDR – ausgenommen im letzten" (Thietz 1992: 83).

Dafür spricht auch das Mißbehagen gegenüber einem Buch, das 10 Jahre nach Einführung des Schwangerschaftsabbruchs das Abtreibungsdilemma zur Sprache brachte. In ihrem Roman "Meine ungeborenen Kinder" (1982) ließ Charlotte Worgitzky ihre Hauptfigur, eine Schauspielerin, erzählen, wie sie sechsmal abgetrieben hatte, weil sie wegen ihres Berufs nicht mehr als ein Kind hatte haben wollen. Während der 1978 begonnenen Arbeit am Roman war die Autorin von einem Dramaturgen des DDR-Rundfunks gebeten worden, zum Thema unerwünschter Schwangerschaften ein Feature zu erarbeiten. Nachdem sie begonnen hatte, Frauen zu interviewen, wurde ihr mitgeteilt, daß dieses Projekt, da für den DDR-Funk "überflüssig", gestoppt worden sei. Später fand Charlotte Worgitzky in ihrer Stasi-Akte Belege darüber, wie detailliert über Vorgänge rund um das "Druckgenehmigungsverfahren" von Informanten berichtet worden war. 1982 kam das Buch heraus und löste hitzige Debatten aus.

Worgitzkys Buch paßte auch nachträglich nicht in die Landschaft – und zwar nicht nur wegen der z. T. drastischen Darstellung von Abtreibungsszenen. Es verstößt in mancher Hinsicht gegen das gewünschte Frauenbild. Nicht nur, daß die Hauptfigur sich herausnimmt, in bezug auf Abtreibungen und wechselnde Liebhaber eigenmächtig zu handeln. Das Buch hinterfragt den Begriff Mütterlichkeit. Es wendet sich dagegen, eine Frau als Mensch negativ zu bewerten, wenn sie die Mutterschaft verweigert – oder anders gesagt – eine Frau ohne Kind nicht als "richtige Frau" anzusehen. Worgitzkys Text machte darauf aufmerksam, daß die Gesellschaft bei aller Gleichberechtigung die Begriffe Mütterlichkeit und Väterlichkeit, damit auch die Verantwortung von Frauen und Männern für Kinder, unterschiedlich handhabte. Damit verstieß die Autorin gegen verinnerlichte patriarchale Normen.

Die Vehemenz, mit der das Buch kontrovers diskutiert wurde, hängt nicht nur mit den Sachfragen zusammen, sondern vorrangig mit der Tatsache, daß gewöhnlich nur im privaten Kreis debattierte Lebensfragen durch ein belletristisches Buch öffentlich gemacht worden waren. Das begrüßten die einen ebenso heftig, wie andere es bedenklich fanden. Es erschien unpassend, sich über offene Fragen, über undurchschaute und vorerst unlösbare Konflikte öffentlich auszutauschen. Die Belletristik war der Ort, wo dies gelegentlich geübt wurde. So wurde z. B. auf die Negativseite verwiesen, die die Einführung der Pille – für die Frau – darstellte. In einer Erzählung Helga Königsdorfs heißt es: "Die Pille und das Recht, eine Schwangerschaft zu unterbrechen, haben der Frau

endlich die Möglichkeit gegeben, ihren Körper selbst zu verwalten. Die medizinischen Nebenwirkungen und Risiken sind zu einem befriedigenden Anteil statistisch ausdrückbar. Die Pille und das Recht, eine Schwangerschaft zu unterbrechen, haben den Mann endgültig von der Verpflichtung befreit, sich über die Sache irgendwelche Gedanken zu machen. Unrecht wird ihm nur getan, wenn die Frau ihn reinlegt und er unverhofft zur Kasse gebeten wird" (Königsdorf 1978: 137). Gerade die sarkastische Art der Formulierung macht darauf aufmerksam, wie leicht übersehen wird, daß es bei allem Fortschritt weiterhin zu Lasten der Frau ging.

Nach 1972 erschienen Texte, in denen Konflikte abtreibender Frauen zur Sprache kommen. Sie konnten erst nach der Legalisierung ausgelebt werden, weil Frauen vordem unter dem Druck der Angst und der oft peinigenden Begleitumstände die Trauer um das verhinderte Kind, aber auch Zweifel, zurückgedrängt hatten, ob es gerechtfertigt sei, wegen des Berufs oder anderer Beweggründe auf das Kind zu verzichten (z. B. von Monika Helmecke "Klopfzeichen" (1979).

Bekanntlich waren die Geburtenzahlen mit Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs zunächst zurückgegangen, waren aber, sicher auch wegen der sozialen Maßnahmen nicht nur für Familien, sondern auch für alleinerziehende Mütter, im Laufe der 70er Jahre kurzzeitig sogar wieder angestiegen. Im Besitz der Wahlfreiheit entschlossen sich viele Frauen für das Kind; z. B. entschieden sich nicht wenige Studentinnen dafür, während des Studiums ein Kind – oder auch zwei – zu bekommen, weil sich das Leben für das Kind, die Mutter und gegebenenfalls den Vater während des Studiums günstiger[9] organisieren ließ als im späteren Berufsleben.

3.

Seit den 70er Jahre gewann eine neue Lebensform junger Frauen das Interesse einiger Schriftstellerinnen. In ihrer Prosastudie "Meine alleinstehenden Freundinnen" erzählte Helga Schubert von alleinlebenden jungen Frauen auf eine zugleich distanziert ironische und einfühlende Weise. Unterstellt wird dabei, daß manche jungen Frauen bei allem Selbstbewußtsein zu kaschieren suchen, daß sie unfreiwillig allein leben. Deutlich wird, wie leicht sie in ihrer tapferen Selbstbehauptung auszunutzen sind. Helga Schubert beließ es bei der Symptombeschreibung und baute darauf, daß Lesende Beispiele dieser weiblichen Existenzform aus eigener Anschauung kannten. Die Verallgemeinerung liegt im stilistischen Kunstgriff, auf den schon der Titel des Textes einstimmt; es wird durchgehend in der Pluralform erzählt.

Ein ähnlich verallgemeinernder Sprechgestus findet sich auch in dem erzählenden Gedicht "Das Grundstück" von Sarah Kirsch, in dem von "Mädchen" (Kirsch 1973: 73f.) mit kleinen Kindern die Rede ist, deren Freunde das Grundstück am Wochenende meiden, weil es dort handwerklich viel zu tun gibt, die lieber abends zu Besuch kommen, wenn die Kinder im Bett verschwinden. Hinter dem gelassenen Ton steht viel Bitterkeit.

9 Seit den 70er Jahren waren die Universitätsbehörden ministeriell angewiesen worden, mit schwangeren Studentinnen Sonderstudienpläne zu vereinbaren und in Studentenheimen Zimmer für junge Paare und Kinder einzurichten.

Sowohl bei Schubert als auch bei Kirsch handelt es sich um junge Frauen in schwieriger psychischer Verfassung. Es geht ihnen materiell nicht gut, was sie stolz zu verbergen suchen. Sie fühlen sich einsam, bestehen jedoch nicht auf Geheiratetwerden. Freiwilliges und Unfreiwilliges mischen sich auf komplizierte Weise. Eine keineswegs glückliche Existenz, die jedoch weitgehend die Würde zu wahren erlaubt.

Irmtraud Morgner erfand eine Geschichte, in der sie sarkastische Kritik an der Männergesellschaft übte, die alleinerziehenden Frauen Unmögliches abverlangt. In ihrer "Dritten Bitterfelder Frucht: das Seil" spitzte sie den Konflikt der überaus talentierten jungen Physikerin tragisch zu. Ihren Weg von der Wohnung zum Institut legt sie auf phantastische Weise auf einem Seil zurück, weil sie sonst Forschungsaufgaben, Habilitation und Betreuung des Sohnes nicht schaffen würde. Ihr Chef, der sich offensichtlich "außereheliche(r) Zärtlichkeiten" (Morgner 1974: 601) mit ihr erfreute, schätzte besonders, daß "sie nicht geheiratet werden" (Morgner 1974: 602) wollte. Nachdem er ihr, dem eine Hausfrau alle häuslichen und Kindersorgen abnimmt, das Luftwandeln, da es öffentliches Ärgernis erregte, zu verbieten versucht hatte, verliert sie die Balance und stürzt ab. Dieses Ende kommt unvermutet. Metaphorisch gesehen bedeutet ihr "Absturz" die ernüchternde Einsicht, daß sich eine Frau, wie begabt und fähig auch immer, ihre Wünsche in Hinsicht auf Liebe, Kind und eine wissenschaftlichen Laufbahn, die ihren besonderen Fähigkeiten entspricht, nicht leisten kann. Auf spielerische Weise markiert Morgner grimmig und genau die Grenzen und Inkonsequenzen der "real existierenden" Gleichberechtigung. Bei allem, was die Frau in Bezug auf die Möglichkeit, Kinder und Berufstätigkeit zu vereinen, gewonnen hatte, waltet zwischen Mann und Frau insofern eklatante Ungleichheit, als der Mann durch Frau und Kinder nicht gehindert – durch die Frau eher gefördert wird –, im Beruf hohe Ansprüche zu realisieren. Während IHM höchster Ehrgeiz zur Ehre gereicht, gerät SIE dadurch moralisch ins Zwielicht – eine Rabenmutter ist sie damit ohnehin.

4.

Die alleinerziehende Mutter kommt – meist in größeren thematischen Zusammenhängen – auch in Texten der 80er Jahre vor. Früher "ledige" Mutter genannt, gilt dieser Typus inzwischen als eine selbstverständliche Lebenserscheinung. Im Unterschied zu Schubert und Kirsch, die knappe Zustandsbeschreibungen geben, entwerfen Rosemarie Zeplin, Angela Krauß und Jutta Schlott in umfänglicheren Prosaarbeiten detaillierte Lebensläufe sehr junger Frauen, die – offensichtlich vor 1972 – meist unfreiwillig zu einem Kind kommen.

In keinem Fall handelt es sich um schwerwiegende Konflikte oder langfristig negative Weichenstellungen – so auch nicht in Rosemarie Zeplins Roman "Alpträume aus der Provinz" (1984). Nachdem sich die siebzehnjährige Tochter aus "gutem Hause" in einem kleinen Ort in Mecklenburg von einem jungen, von der Bildfläche verschwundenen Mann schwanger wußte, war der erste Impuls: (illegale) Abtreibung. Dann aber nutzte sie die angebahnte Möglichkeit nicht, verbummelte die Frist und offenbarte ihren Zustand. Keineswegs eine Katastrophe: Die Schule ermöglichte ihr, vorfristig das Abitur abzulegen. Nachdem sie das Kind zur Welt gebracht hatte, nahm es die Mutter in ihre Obhut, und die junge Frau konnte ohne Sorgen ihr Studium in Berlin aufnehmen. Soweit

die Fakten. Die im Titel annoncierten Alpträume beziehen sich nicht auf diese Seite des Lebens, sondern auf eine subtile ideologiekritische Analyse des allgemeinen gesellschaftlichen Klimas und der an die "Provinz" DDR angepaßten Bürgerlichkeit des Elternhauses.

Auch bei der Figur einer jugendlichen ledigen Mutter aus dem Arbeitermilieu bleibt die Katastrophe aus. In Angela Krauß' umfangreicher Erzählung "Das Vergnügen" (1984) wird das Mädchen mit fünfzehn Jahren schwanger. Hier springt ebenfalls die Mutter ein; sie gibt ihre Arbeit in der Werkskantine auf und hütet das Enkelkind. Das Mädchen verläßt die ungeliebte Schule nach der 7 Klasse, arbeitet in einer Brikettfabrik, übernimmt freiwillig Schichtdienste, weil damit höheres Ansehen und Vergünstigungen verbunden sind. In ihrer Arbeit, die sie gut ausfüllt, fühlt sie sich rundum wohl. Als sich schließlich sogar der junge Kindesvater wieder einstellt, regelt sich ihr Leben nach dem ungünstigen Start aufs beste.

Weniger glücklich ergeht es der Protagonistin in Jutta Schlotts Erzählung "Meilenweit" In der Schule und in der Lehre als Geflügelzüchterin mittelmäßig, wird sie von dem Jungen, der ihr "erster Mann" ist, verlassen und läßt sich danach wahllos mit anderen ein, dies allerdings mit einem erstaunlichen Selbstbewußtsein. "Die Jungen gehörten ihr und nicht umgekehrt" (Schlott 1980: 115). Die ungewollte Schwangerschaft wird als etwas "Unausweichliches" (Schlott 1980: 116) angesehen. Sie wechselt den Wohnort, arbeitet in einer Konsumverkaufsstelle als Hilfskraft, bekommt den Sohn und ist auf ihn und sich sehr stolz. Sie gibt ihn in die Tageskrippe. Über den Vater und Alimente verliert sie kein Wort. Zeitweise trinkt sie. Als ein Bautrupp auf der Bildfläche erscheint, verliebt sie sich in einen Bauarbeiter. Das Glück währt nur so lange, bis der Trupp weiterzieht. Sie läßt sich immer wieder mit Männern ein, weist jedoch den einen zurück, der den Sohn und sie haben möchte. Er interessiert sie als Mann nicht. Keine Kompromisse. Kein Interesse an einem ungeliebten "Ernährer" Diese erotisch sehr empfängliche und aktive junge Frau ist vor allem auf ihre Unabhängigkeit bedacht. Sie will ihr Leben, so schwierig es ist, nicht nach einem Mann richten. Andere junge Frauen beneiden sie sogar, weil keiner ihr dreinredet, sie anschreit und "jeden Tag das Essen pünktlich auf den Tisch" (Schlott 1980: 129) verlangt. In solchem Licht erscheint ihr einsames Leben sogar als das kleinere Übel. Wie glanzlos die Bilanz auch ausfällt: sie fühlt sich nicht als Opfer von Umständen. Sie hat in der Hauptsache selbst entschieden, wie sie leben will.

All diesen Geschichten ist gemeinsam, daß die jungen Frauen davon ausgehen, sie würden immer eine Arbeit finden, die es ihnen erlaubt, für sich und das Kind einen bescheidenen Lebensunterhalt zu sichern. Analoges betrifft auch Lebensgeschichten von Frauen, die nach gescheiterter Ehe die Scheidung einreichen und sich auf eigene Füße stellen. Beispiele dafür sind in Maxie Wanders Tonband-Protokollen Steffi und in den Frauen-Tagebüchern "Dünne Haut" (1987) der Lebensgang von Gerdi Nolde.

Wie die zahlreichen Textbeispiele zeigen, bedeuten Kinder für berufstätige Frauen vielfältige Belastungen und Konflikte. In keinem Fall jedoch erscheint das in höchster Anspannung gelebte Leben sinnlos oder verschenkt. Es ist nicht nur wegen der Glücksmomente erfülltes und in hohem Maße selbstbestimmtes Leben.

5.

In einer ganzen Reihe von Texten wird das Verhältnis von Müttern, bzw. Eltern, zu Kindern zum Gegenstand literarischer Erkundung. Es ist eines, ob sich Autorinnen oder Autoren ihre eigene Kindheit – und das Verhältnis zu den Erwachsenen – in der Rückerinnerung literarisch vergegenwärtigen, ein anderes, ob sie die unmittelbare und frische Erfahrung als Erziehende ins Bild setzen. In Christa Wolfs Roman "Kindheitsmuster" kommen beide Aspekte zur Geltung.

Es scheint, daß Schriftstellerinnen dazu neigen, die Rolle der Mütter kritischer zu befragen, als analog Schriftsteller die der Väter. Irmtraud Morgner beschreibt in ihrem Roman "Amanda" in einigen Episoden (z. B. in den Kapiteln 46, 51, 55, 60, 62, 71, 73, 78, 87) manche sonderbar erscheinenden Einfälle und Launen von Laura Salmans Sohn Wesselin und läßt durchblicken, inwiefern manche seiner "Unarten" als Signale zu verstehen seien, die die Erwachsenen auf ihre Versäumnisse gegenüber dem Kind aufmerksam machen sollen. Aus zahlreichen Details ergibt sich der Eindruck, daß es viele Erwachsene Kindern nicht leicht machen, ein positives Verhältnis zu ihnen zu haben – gleich ob es sich dabei um Kindergärtnerinnen, Krankenhauspersonal, den Mann und nicht zuletzt die Mutter selbst handelt.

Christa Wolf widmet in der Erzählung "Juninachmittag" (1965) den Reaktionen große Aufmerksamkeit, die die Töchter der Ich-Erzählerin auf Alltagsbegebenheiten zeigen, beispielsweise auf das Gerede von Gartennachbarn über Mord- und Totschlagsgeschichten in der Zeitung. Unaufdringlich läßt sie spüren, wie schwer es Kinder haben, sich in den vielfältigen Widersprüchen zurechtzufinden, mit denen sie durch Eltern, Schule und sonstige Umwelt konfrontiert werden. Gerade durch die Darstellung der intensiven, produktiven Kommunikation zwischen Eltern und Kindern stimmt diese Erzählung von einem "federleichten" (Wolf 1989: 72) Juni-Garten-Nachmittag nachdenklich.

Die Eigenheit, die Erwachsenenwelt im verfremdenden Blick der jungen Generation zu spiegeln, findet sich auch in späteren Texten, vor allem im Roman "Kindheitsmuster" (1976) und in der Erzählung "Störfall" (1987). Im Roman "Kindheitsmuster" (1976) gibt die halbwüchsige Tochter der Ich-Erzählerin mit ihren Fragen, vor allem auf der Reise in den Heimatort der Mutter in Westpolen, ständig unerwartete Anstöße, über Geschichte, auch die eigene nachzudenken. Oft stellt die Erwachsene fest, daß die zunächst unverständlich erscheinenden Unlust- oder Trotzreaktionen der Tochter den jeweiligen Situationen angemessener sind, als die, die sie selbst in der Nazizeit im entsprechenden Alter eingeübt hatte. Reichlich zehn Jahre später, bringt Wolf in "Störfall" mit Töchtern und Enkeln zwei Generationen ins Spiel. Die Gespräche mit ihnen sind der Ich-Erzählerin, die sich durch die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl und den öffentlichen Umgang damit in ihrem Gesellschaftsverständnis zunehmend verunsichert fühlt, außerordentlich hilfreich. Die unbequeme Geradlinigkeit der Jungen bringt sie in ihrer Selbstauseinandersetzung voran. Als eine kompromißlos "Andersdenkende" hat die Tochter weniger mit Denkhemmungen zu tun als die Mutter, deren Leben mit dem "ihrer" Gesellschaft ursprünglich so eng verbunden war. Die enge emotionale Bindung zu den nachfolgenden Generationen hilft der Älteren aber auch, sich ihren

Lebensmut zu bewahren, als sie die immer dringlicher werdenden Zweifel am realen Sozialismus nicht mehr verdrängen kann.

6.

Mit den 80er Jahren wird die Kritik an Fehlentwicklungen des Sozialismus nachdrücklicher. Die Kassandra-Rufe verstärken sich nicht zufällig im Zusammenhang mit Erziehungsproblemen, z. B. in Gerti Tetzners Roman "Die Oase" (vgl. Kap. In Rosemarie Zeplins Roman "Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Geradlinigkeit" (1990) wird ein Neunjähriger im privaten wie politischen Interessengerangel der Erwachsenen, nicht zuletzt auch der Eltern, zum Leidtragenden. Äußerlich fehlt es dem Jungen an nichts. Die geschiedene Mutter bietet ihm ein sorgfältig geordnetes Leben, in dem "kindgemäße" Pflichten und Vergnügungen mittels Weckuhr pedantisch eingeteilt ablaufen. Echte Zuwendung aber ist rar. Er reagiert mit Sprachstörungen, auf einen groben Fall von Liebesentzug mit Aggressivität. Verwickelt in eigensüchtige Intrigenspiele, ahnt von den Erwachsenen niemand, was dem Kind angetan wird.

In den genannten Positiv- und Negativbeispielen fungieren Kinder, ohne daß sie zu unverbildeten Naturwesen stilisiert würden, als Maß des Menschlichen, des Menschenwürdigen. Sie erinnern an Denk- und Verhaltensweisen, die die meisten Erwachsenen vergessen, verdrängt und verlernt haben, z. B. an die verkümmerte Phantasie, an die selbstvergessene Lust zu spielen. Oder vom Negativen her formuliert: Autorinnen nutzen Kinderfiguren, um menschliche Verarmung, die Verkrüppelung von Beziehungen kritisch ins Licht zu setzen. In ihrer Bedürftigkeit signalisieren besonders kleinere Kinder die Defizite an Zuwendung, Gerechtigkeit, Güte, Aufrichtigkeit sehr genau. Der Zuwachs bzw. der Mangel an Gefühlskultur einer Gesellschaft offenbart sich gerade auch in der privaten Sphäre der Eltern-Kind-Beziehung. Literaturgeschichtlich gesehen, ist es nicht neu, Kinderfiguren als Orientierungsgrößen für Lebens- und Gesellschaftsqualität einzusetzen. Charakteristisch für die hier besprochene Literatur von Frauen ist, daß sie die Kritik an autoritären Seiten der Kinder- und Jugendpolitik der DDR aus dem Alltag heraus entwickeln. Weibliche Figuren, die intensiv mit ihren Kindern leben, lernen durch diese viel über sich und das gesellschaftliche Umfeld.

Diese Tendenz setzt sich in einigen Büchern der 70er und vor allem der 80er Jahre verstärkt fort. Erwachsene, vor allem Mütter, werden von heranwachsenden Kindern in politische Auseinandersetzungen mit dem Staatswesen DDR hineingezogen. In Romanen von Helga Schütz gehen wesentliche Anstöße für Desillusionierungsprozesse der alleinerziehenden Mütter von heranwachsenden Kindern aus. Es dreht sich um zugespitzte Konfliktsituationen vor allem in den Bereichen Schule und Armee. Im Roman "Julia oder Erziehung zum Chorgesang" (1980) haben die Zusammenstöße des Sohnes mit der Staatsmacht beträchtlichen Anteil daran, daß Julia, die Mutter, aus ihrer privilegierten Stellung als Chorsängerin aussteigt – aus dem "Chorgesang" ausbricht und in einer Nervenklinik zu arbeiten beginnt, in der Menschen Zuflucht finden, die mit der herrschenden Ordnung in Konflikt geraten sind. Die Zwangsläufigkeit der Ereignisse, die den Sohn in Opposition treiben, ist fatal. Wer einmal auffällig geworden ist, bleibt es, auch aus innerer Folgerichtigkeit. Julias Sohn erklärt bei der Musterung, er würde nicht an der Grenze Dienst tun wollen, weil er nicht schießen könne, "wenn

einer rauswill" (Schütz 1980: 182). Später wird seine Studienbewerbung abgelehnt. Nach dem Abitur arbeitet er auf einem Friedhof. Die Arbeitsplätze von Mutter und Sohn sind nicht zufällig gewählt. Friedhof und Nervenklinik waren – in der Realität und in manchen literarischen Texten – Orte, auf die sich "Aussteiger" zurückzogen, wenn sie sich staatlichen Anforderungen entziehen und zugleich ein reguläres ARV (Arbeitsrechtsverhältnis) nachweisen wollten, das sie vor der Beschuldigung bewahrte, asozial zu sein. In diesem Roman solidarisiert sich die Mutter voll mit ihrem Sohn und seiner gleichermaßen ins gesellschaftliche Abseits geratenen Freundin.

In dem späteren 1986 erschienen Roman "In Annas Namen" kommt es gerade auf der Ebene der Friedenspolitik zur Konfrontation von Jugendlichen und Staatsmacht, weil auch auf diesem Feld jede Eigenständigkeit abgewiegelt und sogar kriminalisiert wurde. Annas Sohn beteiligt sich an Aktionen von Schülern gegen Kriegsspielzeug (Schütz 1986: 107f.). Der Konflikt spitzt sich dadurch zu, daß der Junge den Prorektor – wie sich später zeigt, mit gutem Grund – als Nazi beschimpft. Gemeinsam mit der Mutter stellt er Überlegungen an, was ihm möglicherweise bevorsteht: "Krankenpfleger, Friedhofsarbeiter. Vielleicht muß ich in den Knast, vielleicht auf den Bau, vielleicht Bewährung. Braunkohle." (Schütz 1986: 112). Der Mutter gelingt es mit besonderen Anstrengungen und Listen, den Sohn vor Abstrafungen zu schützen. Durch seine Erlebnisse und kompromißlosen Reaktionen ist sie gezwungen, sich mit Problemen auseinanderzusetzen, die sie in ihrem eigenen Arbeitsalltag verdrängt hatte.

Helga Königsdorf machte in ihrem Buch "Ungelegener Befund" (fertiggestellt Sommer 1989, erschienen 1990) darauf aufmerksam, daß von staatlichen Praktiken verprellte junge Leute für die Gesellschaft gefährlich werden könnten, insofern sie dumpfe Zerstörungswut ausbrüteten. Ein Skinhead wünscht sich "Erdbeben" (Königsdorf 1990: 82) herbei; ein hochbegabter junger Biologe läßt jede "soziale(n) Verbindlichkeit" (ebd.: 103) vermissen und scheint imstande, mangelndes Selbstgefühl in zerstörerischem "Schöpferrausch" (ebenda: 104), beispielsweise mit Genmanipulationen zu kompensieren.

In all diesen Texten bedeutet die Darstellung der Beziehungen zum Kind bzw. Jugendlichen keinen Ruhe- und Fluchtpunkt vor den Widersprüchen der eigenen Gesellschaft und des Weltlaufs. Kinder sensibilisieren für die großen öffentlichen Gebrechen. Wie die angeführten Texte zeigen, ergeben sich aus der Tatsache, daß Frauen, wenn sie ein eigenständiges Leben führen, mit vielen verschiedenartigen Konflikten konfrontiert werden, deren Lösung nicht absehbar ist. Diese Konfliktdarstellungen berührten die Grundlagen des sozialistischen Patriarchats, die Tatsache, daß die Reproduktion (Kinderbetreuung vor allem) der Produktion untergeordnet, dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben und minderbewertet wurde. Mit der großen geschichtsphilosophischen Metapher von den auf phantastische Weise halbierten Frauen – und Männern –, mit denen Irmtraud Morgner in ihrem Roman "Amanda" operiert, werden die Spaltungen ins Bild gesetzt, unter denen vor allem Frauen zu leiden haben. Damit ist angedeutet, daß die Konflikte historisch von weit herkommen und ein langer Atem zu ihrer Lösung vonnöten ist.

Ein solch weiträumiger historischer Horizont war für die künstlerische Qualität und die Wirkungspotenz der Texte ausschlaggebend. Die hier erörterten Texten diagno-

stizieren, daß die Verantwortung für die Kinder trotz des hohen Grades von Berufstätigkeit zum größten Teil auf den Frauen ruhte. Um dieses Mißverhältnis zu verändern, hätte ein starker Änderungsdruck auf Männer ausgehen müssen, und zwar nicht nur von der einzelnen Frau auf den einzelnen Mann. Da dieser Änderungsdruck von "oben" ausblieb, machten die Autorinnen von unten Druck.

Mit Sicherheit hat die Tatsache, daß viele Autorinnen über Leben mit Kindern schrieben, damit zu tun, daß die meisten Kinder hatten und ein Teil von ihnen die Problematik alleinerziehender Mütter aus eigener Erfahrung kannte. Sie wußten, wovon sie sprachen. Als schreibende Frauen hatten sie in der Regel wirklich "väterliche" Partner waren die Ausnahmen intensivere Beziehungen zu Kindern als männliche Kollegen. Irmtraud Morgner, Christine Wolter und andere skizzierten Lebensformen, in denen Frauen gerade in der Fürsorge für Kinder den Beistand anderer Frauen suchen. Besonders Morgners Roman 'Amanda" enthält eine Fülle von Beispielen gegenseitiger weiblicher Hilfe und nur noch wenig Hoffnung auf den väterlichen Mann, den die Autorin mehrere Jahre zuvor im "Trobadora"-Roman beschworen hatte. Dieser Hoffnung hatte sie in einer phantastischen Episode zugleich spielerisch und tiefernst Ausdruck gegeben. Auf der Suche nach einem Mann, der ihren Vorstellungen von weiblicher – und männlicher Emanzipation genügt, testet die Heldin Laura den ihr empfohlenen Bewerber Benno, indem sie als erstes fragt: "Lieben Sie Kinder?" (Morgner 1974: 388). Unterstellt wird, daß in der Antwort auch eine zuverlässige Auskunft über seine Qualitäten als zärtlicher Liebhaber und zuverlässiger Lebensgefährte enthalten sei. Das hat Logik und Witz. Von den Chancen dieser und anderer schöner utopischer Ideen Morgners wird später (Kapitel 6) die Rede sein.

5. Belangvolle Erfahrungen. Exkurs zu Maxie Wander, ihrem Protollband "Guten Morgen, du Schöne" und Christa Wolfs Vorwort "Berührung"

1

Selten hat ein Buch so großen Zuspruch erfahren wie Maxie Wanders "Protokolle nach Tonband" (1977). Bis dahin hatte Protokoll-Literatur, bzw. Dokumentarliteratur in der DDR kein besonderes Interesse bei einem breiteren Lesepublikum gefunden. Schon im ersten Jahr waren "über 60.000 Stück verkauft" (Wander, Fred 1996: 314) worden. Das Fernsehen und der Rundfunk der DDR sendeten mehrere Frauenprotokolle. An mehr als dreißig Theatern wurden einzelne Texte als Monologe gespielt. Erstaunlich groß auch das Interesse in der alten BRD; der Luchterhand Verlag verkaufte von 1978 bis 1990 in 26 Auflagen 320.000 Exemplare, dazu kommt seit 1994 der Deutsche Ta-

schenbuchverlag mit 30.000 Exemplaren[10]. Selten hat ein Buch so den Nerv der Zeit getroffen, und zwar nicht nur kurzzeitig.

Nur Bekannte der Familie wußten, daß Maxie Wander an Krebs erkrankt war (erste große Operation September 1976). In ihren letzten Lebensmonaten hatte sie noch das außerordentliche Echo auf ihr Buch erleben können, d. h. die "Berührung", die davon auf so viele Menschen ausgegangen war.

2.

Als Christa Wolf 1977 das Vorwort zur westdeutschen Ausgabe von Maxie Wanders Protokollbuch schrieb, waren ihre Lebensumstände – ein Jahr nach der Ausbürgerung Biermanns mit all den bekannten Folgeerscheinungen – eher düster als hoffnungsvoll. Um so erstaunlicher das Zukunftspotential in diesem essayistischen Text. Gleich eingangs stellte Christa Wolf fest, daß in Wanders Buch "der Geist der real existierenden Utopie" am Werke sei, "ohne den jede Wirklichkeit für Menschen unlebbar" (Wolf 1986: 196) würde. Was hat es mit diesem "Geist" auf sich? Die Frauengespräche, so heißt es, vermittelten das "Vorgefühl von einer Gemeinschaft, deren Gesetze Anteilnahme, Selbstachtung, Vertrauen und Freundlichkeit wären" (ebenda: 197). Diese vier Begriffe wirkten verblüffend. Insbesondere Anteilnahme, Selbstachtung und Freundlichkeit – Vertrauen hatte Anna Seghers Jahre vorher für ihren Roman als Titel und Leitmotiv eingesetzt – nahmen sich als Charakteristika von Lebensbeziehungen, die über Privates hinausreichen, utopisch aus. Schließlich mangelte es im Alltag und öffentlichen Leben der DDR gerade daran. Mit dem Wort "Vorgefühl" ist gesagt, daß eine solche herzerwärmende Gemeinschaft weit im Felde war. Wozu dann aber das Attribut "real existierend"? Die Anschauung vom "Geist der real existierenden Utopie" hatte Christa Wolf aus dem entnommen, was wirkliche Frauen als ihr Lebensgefühl artikuliert hatten. Die Formel "real existierend" bezieht sich einerseits auf den Begriff "real existierender Sozialismus", andererseits präzisiert sie den Utopiebegriff insofern, als sie im Unterschied zur abstrakten Utopie ins Spiel bringt, was Ernst Bloch mit "konkreter Utopie" gemeint hatte (Bloch 1954: 161).

Wolfs "real existierende Utopie" assoziiert das große Ziel humaner Lebensbeziehungen und Verhaltensweisen, das nicht heute und morgen zu erwarten wäre, das aber in Einzelelementen von einzelnen in Ansätzen gelebt würde. Diese Vision ist so allgemein formuliert, daß sowohl Zielvorstellungen bürgerlich-humanistischer Tradition als auch Grundzüge der Marxschen Vorstellung von der klassenlosen Gesellschaft darin aufgehoben sind. Die vier Kriterien wünschenswerten Lebens liegen außerhalb des Bereichs des Materiellen und assoziieren eine gesellschaftliche Ordnung, die "Markt- und Herrschaftsverhältnisse" (Wolf 1986: 196) hinter sich gelassen hat; sie beziehen sich also auf eine Welt, in der die derzeit herrschenden sozial-ökonomischen Strukturen der Vergangenheit angehören würden.

Dieser weitgespannte historische Bezugsrahmen erklärt auch die merkwürdig schroffe Polemik Wolfs gegen das Wort "Partner". Als "Partnerlook" bediene es die Kon-

10 Für diese Auskünfte bin ich Fred Wander zu Dank verpflichtet.

sumentensprache und als "Geschäftspartner" träte es unverblümt auf den Markt, auf dem "Partner ihr Verhältnis auf Geben und Nehmen gründen, auf gegenseitigen Vorteil und gegenseitige Übervorteilung, auf die handelsübliche Gewinnspanne und den unpersönlichen Kontakt" (ebd.: 196). Dies eben sind Beziehungen, in denen der zwischenmenschliche Austausch einem händlerischen Prinzip unterliegt und das Persönliche auslöscht. Anteilnahme, Vertrauen, Freundlichkeit jedoch entziehen sich dem kleinkrämerisch kalkulierenden Prinzip. Sie setzen im übrigen nichtentfremdete Lebensverhältnisse voraus, von denen in der DDR, im "entwickelten Sozialismus", noch kaum die Rede sein konnte. Um so mehr werden Spurenelemente alternativer Lebensweise hervorgehoben.

Aus Maxie Wanders solidarischem Umgang mit ihren Gesprächspartnerinnen leitet Christa Wolf den Grundsatz ab, "niemals, unter keinen Umständen einen anderen zum Mittel für eigene Zwecke zu machen" (ebd.: 197). Wolf erinnert auch an die Marxsche Voraussetzung für nichtentfremdete Existenz: "Setze den MENSCHEN als MENSCHEN und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc." (ebd.: 202). In diesem Sinne hat auch Wolfs Begriff von Liebe nichts zu tun mit "Besitz und Dienstleistung auf Gegenseitigkeit". Überall in den Protokolltexten findet sie Anregungen für den radikalen Anspruch von Frauen, "als ganzer Mensch zu leben, von allen Sinnen und Fähigkeiten Gebrauch machen zu können" (ebd.: 207) und Belege dafür, daß sich Frauen nach unentfremdetem Leben nicht nur sehnten, sondern es in Ansätzen auch lebten.

Diese Sicht auf die Wunschperspektive konfrontierte Wolf mit dem realen Weltzustand und den sich darin abzeichnenden Gefährdungen. Sie nannte es "Wahnideen," anzunehmen, die Menschheit könne "zugleich wachsende Anteile ihres Reichtums für Massenvernichtungsmittel ausgeben und 'glücklich' sein; als könne es 'normale' Beziehungen unter Menschen irgendwo auf der Welt geben, solange eine Hälfte der Menschheit unterernährt ist oder Hungers stirbt." (ebd.: 208).

Dies war der weltgeschichtliche Bezugsrahmen, in dem die Frauen in Wanders Buch, nicht weil sie bessere Menschen wären, sondern weil sich ihre Existenz durch Gleichberechtigungspolitik tiefgreifend verändert hatte, als Zukunfts- und Hoffnungsfaktor erscheinen. Für Christa Wolf haben diese Frauengespräche einen so hohen Stellenwert, weil sich hier nicht nur das eine oder andere besonders begabte Individuum ausspricht, sondern viele Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Altersgruppen, mit verschiedenartigem Bildungsstand und Berufsbild ihre "belangvollen Erfahrungen" (ebd.: 203) und Lebensansprüche artikulieren.

Was Christa Wolf bei dieser Gelegenheit zu Stand und Perspektiven von Frauenemanzipation in der DDR skizziert, ist grundsätzlicher Natur. "Durch viele Anzeichen, nicht zuletzt in diesem Buch, kündigt sich nämlich bei uns ein Ungenügen vieler Frauen an: Was sie erreicht haben und selbstverständlich nutzen, reicht ihnen nicht mehr aus ... ihre Lebenslust ist groß, ihr Wirklichkeitshunger unersättlich" (ebd.: 206).

Es scheint, als spielte Christa Wolf auf den unterschwelligen Unmut mancher Zeitgenossen und auch Zeitgenossinnen an, die fanden, Frauen sollten mit ihren Ansprüchen nicht übertreiben und nicht undankbar sein. Schließlich habe die Gesellschaft selbst jenen "Anspruch geweckt", dem man "mit Frauenförderungsplänen, mit Krippenplätzen

und Kindergeld ALLEIN" (ebd.: 207) nicht begegnen könne. Zu spät sei es nun, zu sagen, "Das haben wir nicht gemeint" (ebd.: 199). Kurzsichtige Gleichberechtigungspolitiker nehmen sich in solcher Sicht wie Zauberlehrlinge aus, die die Geister, die sie riefen, nicht mehr bändigen können. Gerade daß Frauen im Privaten, im Hinblick auf Liebe, Ehe und Sex eigene selbstbewußte Ansichten vertraten, galt – zu recht – als Politikum. Forderungen von Frauen erstreckten sich aufs Ganze des Gesellschaftskonzepts. Sie fühlten, "wie ihre neue Rolle sich schon zu verfestigen beginnt, wie sie sich in den Institutionen plötzlich nicht mehr bewegen können ... Die Möglichkeit, die unsere Gesellschaft ihnen gab: zu tun, was die Männer tun, haben sie, das war vorauszusehen, zu der Frage gebracht: Was t u n die Männer überhaupt? Und will ich das eigentlich?" (ebd.: 206). Damit ist nicht nur das Staatswesen DDR als patriarchalisch definiert, sondern auch das objektiv revolutionäre Interesse von Frauen beschrieben. Sollten Frauen z. B. wünschen, "in größerer Zahl in jene hierarchisch fünktionierenden Apparate eingegliedert zu werden? Rollen anzunehmen, welche Männer über die Jahrhunderte hin so beschädigt haben?" (ebd.: 207).

Das rebellische Potential von Frauen erscheint insofern logisch und historisch begründet, als Veränderungen "immer da am heftigsten weitergetrieben" würden, "wo sie am tiefgreifendsten waren" (ebd.: 206). Solche Ansichten finden sich bei Christa Wolf auch an anderer Stelle, z. B. in einem Brief an Brigitte Reimann: "Ich habe den Eindruck gewonnen, die arbeitenden Frauen (n i c h t Funktionärinnen) sind das revolutionärste Element in unserem Staat. Ihre Lage ist genügend schwer, ihre Belastung manchmal enorm" (Reimann/Wolf 1993: 141). Die ausdrückliche Unterscheidung von Funktionärinnen einerseits und arbeitenden Frauen andererseits erklärt sich unter anderem daraus, daß arbeitende Frauen ihren Empfindungen und Erfahrungen vertrauen und nicht im Sinne offizieller Slogans umdeuten.

An "öffentlichen Angelegenheiten" (Wolf 1986: 199) teilnehmen zu können, ist nach Wolf eine unabdingbare Voraussetzung für das Gedeihen des Gemeinwesens und der Individuen. Mit warnendem Unterton heißt es, das Subjekt würde in sich und in leere Selbstbespiegelung zurückgetrieben, "wenn es auf entfremdete, destruktive Strukturen, auf unüberwindliche Tabus in entscheidenden Bereichen stieße". Dagegen triebe es sich selbst heraus, wenn es dazu beitragen könne, "aus den gegebenen Verhältnissen das Äußerste herauszuholen" (ebd.: 200).

Das Prädikat revolutionär kommt vor allem auch der neuen Art weiblichen Selbstbewußtseins zu, das nach Wolf "nicht zugleich Wille zum Herrschen, zum Dominieren, zum Unterwerfen bedeutet, sondern Fähigkeit zur Kooperation" (ebd.: 207). Wolf sucht und findet in den Texten eine Fülle von Belegen für Hoffnung. Auf der Hut vor Illusionen, endet sie ihr Vorwort mit eben dem nüchternen Blick, den sie an den befragten Frauen lobte: "Wie können wir Frauen 'befreit' sein, solange nicht alle Menschen es sind?" (ebd.: 209).

3.

Ihr Protokollbuch einleitend, schrieb Maxie Wander: "Konflikte werden uns erst bewußt, wenn wir uns leisten können, sie zu bewältigen. Unsere Lage als Frau sehen wir

differenzierter, seitdem wir die Gelegenheit haben, sie zu verändern" (7)[11]. Lassen wir dahingestellt, ob diese Bemerkung über den Zusammenhang von Konfliktbewußtsein und Lösungsmöglichkeit allgemeine Gültigkeit hat.

Auf eine ganze Reihe individueller Lebensstrategien interviewter Frauen trifft sie zu, besonders deutlich bei der Physikerin Margot, die scheinbar unmotiviert aus ihrer erfolgreichen Karriere aussteigt. Sie analysiert nüchtern: "Wenn man sich aber lange auf Leistung trimmt, zerstört man etwas Wichtiges in seiner Persönlichkeit. Ich weiß nicht, ob man das wieder regenerieren kann. Jetzt möchte ich weg von dem Leistungskomplex, aber wahrscheinlich kann ich das gar nicht mehr, so daß immer wieder alles auf Leistung hinausläuft, was ich anfange. Wenn ich nicht arbeite, habe ich nie das Gefühl, mich selbst zu gestalten, da bin ich mir selber fremd." (205).

Nicht weil ihr die Trauben im Fach Physik, der männerdominierten "Königin der Wissenschaften", zu hoch hingen oder andere Glücksgüter versagt blieben, erschien dieser Frau das eigene Leben plötzlich falsch. Alles erreicht: Unabhängigkeit und Sicherheit, ein Mann, der sie liebt, zwei nette intelligente Kinder – und dennoch oder gerade deshalb mit 36 Katzenjammer! Die eigenen Möglichkeiten scheinen ausgeschöpft, sie fühlt sich nicht mehr "unterwegs", sondern "angekommen" (205). Es erscheint ihr widersinnig, "nicht mehr ans Ziel zu glauben" (205) und dennoch weiterzuhasten. Aufgestört durch die Liebe zu einem jüngeren Mann, der sie nicht gewachsen war (206), zieht sie das bisherige Leben in Zweifel, will sich wieder "auf den Weg" machen (210), indem sie zu malen beginnt. Nicht ein anderer Mann, sondern eine andere Arbeit soll ihr helfen, eine Arbeit, mit der sie etwas gegen Gleichgültigkeit, Unehrlichkeit, Kälte und Resignation tun kann, die sie allenthalben um sich wachsen sieht. Sie will ihre "Vision malen: die Angst, wie das menschliche Leben entarten kann, wie die Dinge die Menschen aushöhlen. Wie Menschen massenweise in ihren Betonzellen hausen" (210) und keiner Zugang hat zum andern. Welch eine Chance, sich einzugestehen, daß der Leistungskomplex zerstörerisch wirkt. Unbekümmert wählt die erfolggewohnte, vor Energie sprühende Frau die künstlerische Tätigkeit, zu der sich ihr Mann skeptisch verhält. Für sie zählt offensichtlich die Hoffnung, durch die Malerei die eigenen Interessen mit einem überindividuellen Zweck verbinden zu können.

Im Unterschied zur Physikerin liegt der Facharbeiterin Ute (24) an keinem Ziel: man müsse sich vor allem lebhaft bewegen. Sie arbeitet engagiert, aber ohne Leistungsdruck. Für sie ist Leben von vornherein mehr als arbeiten. Sie plant, mit ihrem kleinen Sohn, ihrem Freund und einem befreundeten Paar eine Großfamilie zu gründen. Dabei eventuell Geld einzubüßen, schreckt sie nicht: "ick verdien ja wieder Geld, ick steh doch nicht vorm Ruin." (83) Trotz des Fachschulstudiums versagt sie sich nicht den Genuß von Geselligkeit, das Musikmachen in einer Band. Zu zweit vor dem Fernseher zu hocken graust sie. Mit ihren 24 Jahren äußert diese experimentierfreudige Frau erstaunlich reife Einsichten. "Mensch, hab ich mir gesagt, irgendwann stirbste, da gibts dich nie wieder, da mußte doch machen, waste am liebsten möchtest ..." (88). Tun, was sie am liebsten möchte – das nimmt sich, bezogen auf DDR-Zeiten, vor allem aus ideologischen

11 Im Folgenden werden die Zitate aus Wanders Buch "Guten Morgen, du Schöne" (Berlin 1977) stets nur mit der in Klammern gesetzten Seitenzahl belegt.

Gründen, utopisch aus und klingt im Zusammenhang mit heutiger "Arbeitsmarktlage" illusorisch und ist dennoch als Maxime einleuchtend. Scheint es doch so, daß all die Frauen, die ihre Bedürfnisse ausleben, produktiv sind, vor allem auch für ihr Umfeld. Allerdings kommt es dabei auf die Art der Bedürfnisse an.

Für die Serviererin Ruth (22) steht das Kommunikationsbedürfnis an erster Stelle, das sie nur bei der Arbeit im Café ausleben kann. Dort kann sie mit Leuten reden, im Unterschied zu der Neubauwohnung im "Riesenhaus", wo jeder für sich vor dem Fernseher sitzt: "... man kennt sich überhaupt nicht. Das macht mich kaputt." (53) Ganz ähnlich klang es bei Ute. In Unterschied zu ihr und der Physikerin Margot, die ihr Leben entschlossen ändern, nutzt Ruth die den Frauen offenstehenden Möglichkeiten nicht und leidet deshalb um so mehr. Im Unterschied zu Ute, die mit ihrem Kind alternative Lebenskonzepte verfolgt, fühlt sich Ruth, weil sie "ledige" Mutter ist, außerstande, ihr Leben zu ändern. Dazu das schlechte Gewissen gegenüber dem Sohn, der nach einem Vater "ausgehungert" (60) ist. Sie flieht alle Bindungen, denn sie hat den Verdacht, daß Männer auf sie fliegen, weil sie selbst nichts ist, sondern sich auf jeden einstellt – mit dem einen töpfert und mit dem anderen Fremdsprachen lernt, wie es jeweils zu deren Lebenskonzept gehört. "Wo bleib denn ICH eigentlich bei all diesen Geschichten? Was ist denn nun MEINS?" (62) Diese junge Frau spürt, daß ihr Dilemma auch damit zusammenhängt, sich jeweils den Interessen der Männer anzupassen. Wie andere Frauen in diesem Buch (z. B. Barbara) ahnt auch sie die Notwendigkeit, ihr Eigenes (Bedürfnisse, Fähigkeiten, Interessen) auszubilden, um anderen interessant zu sein.

Auch bei ihr begegnet uns die Geringschätzung des Materiellen. Von den Männern, mit denen sie schläft, immer ohne das "Wunder" (61) des Orgasmus, läßt sie sich kein Geld geben, allenfalls guten Tee von "drüben". Der Stiefbruder, ein Mann in leitender Stellung, den ihr die Eltern als Vorbild vorhalten, ist ihr suspekt. Er sei "ein Mensch ohne einen eigenen Gedanken, nur mit dem Drang nach viel Geld, was darzustellen, Sicherheit zu haben. Solche Typen unterscheiden sich doch überhaupt nicht von meiner West-Oma". (63) Aus ähnlichen Gründen äußert sie auch Abscheu gegenüber der Mutter, die sich, 18 Jahre jünger als der Vater, von ihm für das bezahlen läßt, was er ihr im Bett nicht bietet. Ruth hat ein genaues Empfinden für "Negativwerte" und die Verworrenheit des Lebens. Aber sie kann nicht sagen, was sie positiv möchte, welchen Inhalt ihre Sehnsucht nach Eigenem haben könnte.

Im Vergleich zu ihr scheint die fast gleichaltrige Graphikerin Barbara (23) eine Glücksnatur. Sie hat zu einer Lebensform gefunden, in der sie die ihr wichtigsten Dinge – Arbeit, Freundschaft, Mobilität – miteinander verbinden kann. Die Stellung im Verlag hat sie aufgegeben, weil man dort wegen der Hektik "nichts wirklich gut machen" (39) konnte. Sie habe herausgefunden: "... wenn man sich gegenseitig interessant bleiben will, dann muß die Arbeit das allerwichtigste sein." (37) Die Chance einer freiberuflichen Existenz (Buchillustrationen) erkauft sie mit gelegentlichem Jobben. Sie nennt ihr Leben "schön" – das häufigste Adjektiv in diesem Protokoll –, weil sie lustbetont und ohne Leistungsdruck arbeitet; dieser Vorzug ist auch der Natur der künstlerischen Arbeit geschuldet. Diese ungebundene selbstbestimmte Lebensweise stellte in der DDR, auch im Hinblick auf die Geringschätzung von Geld und Besitz, ein Stück Gegenkultur

dar. "Schrank hab ich keinen, ich hab ja keine Kleider." (41) Für eine frühere Freundin hat sie nur verächtliches Mitleid übrig: "Die ist jetzt dick und hat Kinder und sitzt immer vorm Fernsehen und ist in die Partei eingetreten, ganz solide. Keine Probleme mehr." (42) Leicht vorstellbar, daß eben jene Freundin sie, die mit dem Schlafsack umherzieht, "Gammler" titulierte. Auffallend die Gelassenheit dieser Aussteigerin; in keiner Weise verbittert oder aggressiv, hat sie sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit aller Dressur und Normierung entzogen.

Die vier Beispiele von Margot, Ute, Ruth und Barbara veranschaulichen, was Christa Wolf im Auge hatte, als sie vom Buch als der "Zusammenkunft" verschiedenster Leute sprach, die sich "im Wichtigsten" (Wolf 1986: 197) einig seien. Denkbar verschiedenartige Charaktere und Temperamente sprechen sich gegen eine von anderen Menschen abgekapselte sterile Existenz aus. Immer wieder steht dafür das Bild von dem vor dem Fernseher versandenden Leben. Sie erstrebten nicht den Lebensersatz, den die im Westen perfektionierte Konsumgesellschaft anbietet, auf die die eigene Gesellschaft mehr und mehr zuzusteuern schien – ohne freilich die dafür nötigen materiellen Voraussetzungen schaffen zu können. Bei der Suche nach alternativen Lebensformen sahen sich die Frauen auf sich selbst verwiesen; das förderte ihre Aktivität und entsprach den Wünschen vieler junger Leute, die lahm würden, wenn sie – wie die Bibliothekarin Angela sagt, "alles vorgekaut bekommen" (99).

Die Gesprächstexte machen glaubhaft, daß Maxie Wander nicht nach "persönlicher Übereinstimmung" (8) ausgewählt hat, obwohl ihr mit Sicherheit die einen Charaktere sympathischer waren als andere. Es ging vor allem darum zuzuhören. Augenscheinlich war für sie alles, was Frauen zur Berufstätigkeit sagten, von besonderem Interesse. In ihren "Tagebüchern und Briefen" äußerte sie oft Unzufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation, vor allem damit, daß sie mit der schriftstellerischen Arbeit wegen der aufwendigen "Familienarbeit" nicht vorankam. So mag ihr verwunderlich gewesen sein, daß Steffi als Hausfrau aus Überzeugung völlig im Gleichgewicht scheint, daß sie es genießt, sich auf die Erziehung des Sohnes zu konzentrieren und ihren Interessen wie Malen und Musizieren nachzugehen. Da Steffi ihre Ehe nicht für sinnvoll hält, plant sie, diese nach der Lehrzeit des Sohnes aufzukündigen. Sie ist sich bewußt, worauf sie sich nach den Annehmlichkeiten ihrer bisherigen Existenz einlassen muß: "allein auf Wohnungssuche gehen, morgens um sechs aufstehn wie ein Sklave, selber Geld verdienen, nicht mehr Gitarre spielen können, wenn man Lust hat. Immer dieselben Leute auf Arbeit, ob sie dir passen oder nicht." (166) Es macht ihr nicht Angst, sich finanziell einschränken zu müssen; Fernseher, Kühlschrank, neue Polstermöbel oder modische Kleidung sind für sie kein Thema. Mit nüchternem Blick, den Wolf generell rühmt, würdigt diese Frau das bisherige leichte Leben und plant das künftige schwierigere.

Auffallend wenig wird von der Vielfachbelastung berufstätiger Frauen und Mütter gesprochen, die "irgendwie" bewältigt wird. Aufmerksamkeit gilt solchen Lebensbereichen, in denen sich die Frauen machtlos fühlen. Das ist vor allem die Schule, mit der auch Maxie Wander als Mutter von Schulkindern negative Erfahrungen hatte machen müssen. Sie erboste sich über einen Studienrat, der die Kinder nicht "zu mündigen, freien und schöpferischen Menschen, ... sondern zu gut funktionierenden, angepaß-

ten Konformisten und Jasagern" erzöge, und sie fragte: "Was machen die mit Wissen vollgestopften Kinder später ohne Initiative?" (Wander 1979: 122) Und im November 1976 beklagte sie, "daß Leben und Schule immer Kompromisse erfordern, mehr noch: Goschenhalten, Stillhalten" (Wander 1979, 81). Die Mißstände, die sie für den "Kapitalismus versteht", mag sie in dem Staat nicht hinnehmen, mit dem sie sich weitgehend "identifizieren" möchte (81) und auf den sie ihre Zukunftshoffnungen projiziert hatte.

Das Charakterbild, das die Unterstufenlehrerin Doris (30) von sich entwirft, entspricht der traurigen Rolle, die die Schule insgesamt in Wanders Buch spielt. Diese Lehrerin äußert sich kaum zum Inhalt ihrer Arbeit und den Schülerinnen und Schülern, dafür – viel mehr als die anderen befragten Frauen – zu ihren Wünschen in Bezug auf Geld, Kosmetik, Mode und Anschaffungen aller Art. Ausgerechnet sie hat eine Karriere im Auge. Sie erstrebt einen Studienplatz "für Diplompädagoge", allein aus dem Grund, um "später Direktor zu werden" (36). Das klingt beängstigend, stellt man sich das Schulklima unter solchem Direktorat vor. An diesem schlimmen Eindruck ändert sich auch dadurch nichts, daß man von der trüben Kindheit und dem freudlosen Sexualleben der Lehrerin erfährt.

Maxie Wander hat großen Wert darauf gelegt, neben einigen delikaten öffentlichen Angelegenheiten auch über die "privaten", über Liebe und Sex, Freundschaft und Ehe, unbefangen zu reden. Offensichtlich waren nicht wenige Frauen bereit, sich über ihre sexuellen Bedürfnisse, Aktivitäten, Behinderungen und Defizite viel offener und genauer zu äußern, als es in DDR-Medien in den 70er Jahren üblich war. Einige reden offen über das Verhältnis zum eigenen Körper, zum Altern und zum Tod. Manche erinnern an die Mühseligkeit, sich von anerzogenen Verklemmtheiten freizumachen.

Auffallend, daß Frauen gelassen und ohne kleinliche Rachegelüste über den Mann reden, der ihnen Kränkungen zugefügt hat.

Aus ihren Selbstzeugnissen ist zu ersehen, wie Maxie Wander selbst darum besorgt war, in ihrer Ehe die Liebe nicht erkalten zu lassen, sie über tiefe Krisen, vor allem den Tod der elfjährigen Tochter im Jahre 1968 hinüberzuretten. Im Unterschied zu Brigitte Reimann hielt sie an dem Glauben fest, Liebe und Ehe vereinbaren zu können. Maxie Wander steht den befragten Frauen nicht als Überlegene, Besserwissende oder kühl Recherchierende gegenüber. Ihre freundschaftliche Anteilnahme hat mit ähnlichen Grunderfahrungen zu tun, mit Selbstzweifeln und immer wieder mit der Frage "wie soll man leben" (Wander 1979: 87). Mit 39 Jahren sah sie ihr Leben "in ein breites Flußbett geraten" (90). Es triebe "gemächlich zum Meer, ohne Hindernisse, ohne Umwege, ohne Tiefen und Strudel ... aus Trägheit und Gewöhnung ..." (91f.). – Auf dem dunklen Grund aber führe es "die Sehnsucht nach dem verlorenen Bergquell mit sich, nach den Mühen der Gebirge" (91). Mich erinnern Maxie Wanders Worte an eine Äußerung von Anna Seghers. 1974 sagte diese: "Man zitiert oft den Satz von Brecht[12]: Die Mühen der Berge liegen hinter uns. Jetzt beginnen die Mühen der Ebenen. Ich glaube

12 In Brechts Gedicht "Wahrnehmung" heißt es: „Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns, Vor uns liegen die Mühen der Ebenen". In: Brecht, Bert, Gedichte, Bd. 7, Berlin und Weimar 1969, S. 46.

aber, die Menschen haben Berge vor sich, die sie früher, vor der ersten Bergkette, noch gar nicht sehen konnten." (Seghers 1979: 198) Es scheint, als fürchte Seghers die neu in Sicht kommenden Mühen nicht, sondern setzte sogar Hoffnung in sie. Es könnte sein, daß sie damit auf Stagnationsgefahren in der DDR reagierte. Frauen hatten für individuelle und gesellschaftliche Stagnation ein feines Gespür, gerade weil ihr Grunderlebnis das der Bewegung war.

Aus der Ruhelosigkeit schöpfte Maxie Wander viel Kraft für die Arbeit an den Protokollen, für die es dazumal wenig Vorbilder gab.

1972 hatten Erika Runge in der BRD den Band "Frauen. Versuche zur Emanzipation" und 1973 in der DDR Sarah Kirsch "Die Pantherfrau. Fünf unfrisierte Erzählungen aus dem Kassettenrecorder" herausgebracht. Der Untertitel von Runges Buch signalisiert den Zusammenhang mit der Neuen Frauenbewegung in der BRD. In ihrem Nachwort bekennt Erika Runge, sie habe "Beispiele gelungener Emanzipation sammeln, ... Vorbilder zeigen und Mut machen" wollen, habe jedoch "keinen Fall solcher Emanzipation gefunden" (Runge 1972: 271). Einerseits hat Runge sicherlich Recht, diesen Negativbefund auf die "Umstände" zu beziehen, andererseits mag ihre Enttäuschung auch daher rühren, daß sie an ihre Befragung mit sehr bestimmten und hochgespannten Erwartungen herangegangen war.

Maxie Wander dagegen schien ungezwungen und absichtslos vorzugehen, für Entdeckungen aller Art offen zu sein. Sie hielt "jedes Leben für hinreichend interessant, um anderen mitgeteilt zu werden" (8). Da sie mit neugieriger Offenheit mit Frauen redete, flog ihr Lebensstoff in großer Fülle zu, aus dem sich auch ohne Vorsatz und Programm ein vielschichtiges Bild vom Gang des Emanzipationsprozesses, vor allem auch von seinen unvermeidlichen Widersprüchen ergab.

Mit dem, was man heute "Professionalität" und "Effizienz" nennt – war und ist ein solches Buch nicht zustandezubringen. Sie hatte sich für die Frauen viel Zeit genommen. Mit vielen Frauen, die ihr Leben keineswegs für ereignisreich oder erzählenswert hielten, sprach sie mehrfach, nahm ihnen die Scheu, indem sie viel von sich erzählte, ihnen Bücher zum Lesen mitgab. Dank des ungewöhnlichen menschlichen Engagements öffneten sich die Frauen. "Sie entdeckten sich selbst, entdeckten Zusammenhänge und Linien ihres Lebens, auf die sie ohne das Medium der Befragung niemals gekommen wären!" (Wander, Fred: 313).

Da manche Protokolle oft sehr – bis zu "sechzig Seiten" (ebd.) lang waren, hat Maxie Wander gekürzt, komprimiert, komponiert, gelegentlich auch eine Veränderung vorgenommen, wie sie einer der Interviewten in einem Brief mitteilte: "Ich ... jubelte meiner Ruth einige Sätze von Dir unter. Das fällt außer Dir und ihr niemandem auf, und der literarischen oder sozialen Wahrhaftigkeit tut es keinen Abbruch." (Wander, Maxie 1979: 255) Die Protokoll-Texte sind dicht, farbig, informationsreich und – "persönlich". Unterschiede der verschiedenen Temperamente scheinen im jeweils individuellem Sprechgestus auf.

Mit diesem Buch hatte Maxie Wander die Arbeit gefunden, die ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprach. Indem sie sich selbst in ihre Arbeit mit hineingab, schuf sie im deutschsprachigen Raum etwas, was vor und nach ihr niemand in dieser Weise gelang. Schon vor dem Erscheinen des Bandes und den ersten positiven Reaktio-

nen war ihr bewußt, daß sie "ihrs" entdeckt hatte, und sie plante, dem Buch über Frauen eines über Männer und eines über Kinder folgen zu lassen. Daran hielt sie auch unter den schweren Beeinträchtigungen durch Operationen und Strahlenbehandlung nach der Entdeckung des Tumors im Juni 1976 fest. Unter extremem psychischen Druck ging sie mit Leuten, z. B. mit einem Mann, den sie für ihre Arbeit gewinnen wollte, sehr behutsam um. Das wichtigste war ihr, sich als "vertrauenswürdig" zu erweisen; "... wenn Du kein Vertrauen hast, ist's eh für die Katz." (ebd.: 205).

Obwohl bzw. gerade weil sie selbst am Mangel an "Nähe und Wärme" (ebd.: 86) litt, nahm sie anderen die Berührungsangst. Das Gefühl von Fremdheit hing offensichtlich mit der mißtrauischen Reaktion mancher DDR-Bürger auf ihr Wienerisches Anderssein zusammen. Erst in der Fremde sei ihr bewußt geworden, wie sehr sie an ihrer österreichischen Heimat hing. Als Kommunistin zum sozialistischen deutschen Staat hingezogen, fühlte sie sich in der DDR zwischen den Kulturen. "Was uns in der Kindheit geprägt, verläßt uns nie. – Und hier, da werde ich wohl nie dazugehören, ich spüre das. Was in Wien einfach hingenommen wird, als Gleichklang, Vertrautes, Selbstverständliches – hier reiben sie es einem unter die Nase: 'Wie niedlich die Sprache, wie kindisch und unreif der ganze Mensch, wie verschlafen, ungezwungen, unkonventionell, na ja, ein wenig oberflächlich halt, nicht ganz ernst zu nehmen ... Wie eben die Österreicher so sind!'" (ebd.: 177).

In solchen Unmutsäußerungen kommen auch immer Zorn und Trauer zum Ausdruck wegen der Chancen, die der Sozialismus verschenkt. In einer der wenigen schmerzfreien Stunden im Oktober 1976 schrieb sie in einem Brief aus der Klinik: "Wir machen Sozialismus, wollen, daß es allen Leuten gut geht. Ist ja auch völlig in Ordnung. Aber als wir noch jung und arm waren und voller glühendem Enthusiasmus für unsere Sache – wie haben wir die Reichen und die Satten verachtet, die Arroganz, die Gleichgültigkeit, die Feigheit! Und heute erzeugen wir das alles in eigener Fabrikation: Wohlstand, Sattheit und auch Indolenz? Da stimmt doch etwas nicht!" (ebd.: 44). Maxie Wanders Zorn ist so bitter, weil sie durch ihre intensiven Gespräche mit so vielen Frauen wußte, wie stark sich viele verändert und neue Lebensformen entwickelt hatten. Sie wußte, wie viel gewonnen war und also auch auf dem Spiel stand. Davon mag sich auch einiges dem zahlreichen Lese- und Theaterpublikum mitgeteilt haben. Unbekannt ist die immens hohe Zahl von Veranstaltungen, in denen über dieses Buch z. T. auch sehr kontrovers debattiert worden ist. Dabei ging es kaum um Ästhetisches, sondern ums Leben selbst. Viele Frauen fühlten sich durch das Buch inspiriert, ihre Stimme denen des Buches hinzuzufügen. So erweiterte sich der Rahmen der "Zusammenkunft", von der Christa Wolf gesprochen hatte, in direktem Sinne. Frauen, die sich bisher nicht gekannt hatten, erfuhren voneinander und konnten erkennen, daß Konflikte, die sie für "rein persönliche" gehalten und auf individuelles Versagen zurückgeführt hatten, viele andere auch belasteten. Das stiftete innere Bewegung und mochte manche Frau darin bestärkt haben, sich selbstbewußter zu verhalten.

Mit ihrem Vorwort, in dem Christa Wolf die historische Dimension der im Buch dokumentierten höchst individuellen Lebenserfahrungen verallgemeinerte, erwies sie nicht nur der toten Freundin, sondern ungezählten Frauen einen unschätzbaren Freundschaftsdienst. Sie machte sie mit dem großen, oft unentdeckten "real existierenden"

Reichtum an Bedürfnissen, Fähigkeiten und Beziehungen vertraut, machte sie also mit sich selbst bekannt.

6. Das Alte Lied oder Von der Unstimmigkeit der Beziehungen

In keiner Sphäre, in der sich durch die Emanzipation der Frau Veränderungen ergaben, diagnostizierte die Literatur so viele Konflikte wie im Verhältnis zwischen Frau und Mann. Eben diese Fülle und Abgründigkeit der Konflikte zeigten an, wie tief überkommene patriarchale Strukturen in die Privatbeziehungen, in die Persönlichkeitsstrukturen hineinreichen. Es ist nicht verwunderlich, daß in den literarischen Texten von erhofften positiven Veränderungen in den Liebes- und Ehebeziehungen wenig die Rede ist. In immer neuen Varianten werden Probleme vorgeführt, die sich für Frau und Mann ergeben, wenn die alten Rollenmuster in Arbeitsteilung und Lebensweise durchbrochen werden. Die Schwierigkeiten erscheinen um so größer, wenn eine Frau im Berufsleben und öffentlichen Ansehen den Mann überrundete. Bei gleichen Chancen, die das Gleichberechtigungskonzept vorsah, waren solche Konstellationen folgerichtig, von den Individuen jedoch in vielen Fällen schwer zu verarbeiten. In zugespitzter Form treten solche Widersprüche in einigen Texten in Erscheinung, in denen die Komplikationen zur Sprache kommen, die sich aus der literarischen Karriere von Frauen ergeben. Daß es sich dabei primär nicht um individuelle Borniertheiten der Individuen, sondern um historische Voraussetzungen und Zusammenhänge handelt, wird in einigen literarischen Texten Beispiel explizit erörtert.

In der Kurzgeschichte "Ehrenwort – ich will nie wieder dichten" erzählt Helga Königsdorf, wie eine Frau, Wissenschaftlerin und Leiterin einer Arbeitsgruppe, ihre Schreiblust entdeckt, Gedichte veröffentlicht und bald in Rezensionen gelobt wird. Auf ihre plötzliche literarische Berühmtheit reagieren Kolleginnen und Kollegen, der Sohn und vor allem der Ehemann – aus jeweils unterschiedlichen Gründen – mit solchem Unwillen und Entsetzen, daß sie das Dichten aufgeben will. Die Ich-Erzählerin kommentiert den Vorgang so: "Die Dichter vergangener Epochen sind fast immer Männer gewesen. Ihre Frauen durften sich als Musen betätigen oder hatten ihnen den trivialen Alltag vom Leib zu halten. Lösten sie diese Aufgabe gut, fiel ein schwacher Abglanz des Ruhmes auf sie. Aber uns fehlt jegliche historische Einstellung zum Ehemann einer Dichterin, und ich litt sehr darunter, daß ich Robert diese Schmach nicht ersparen konnte." (Ebd.: 13) Das ist trotz des leicht ironischen Untertons als historische Begründung durchaus ernstzunehmen.

Man geht nicht fehl in der Annahme, daß Königsdorf mit solcher Konfliktlage selbst konfrontiert gewesen ist. Im "Nachsatz" zu ihrem ersten Erzählungsband "Meine ungehörigen Träume" (1978) heißt es, sie sähe ihrem "unvermeidlichen Schicksal, nach Erscheinen dieser Geschichten ein unbemanntes Dasein fristen zu müssen, gefaßt ins

Auge." (Königsdorf 1978: 146) Das war treffend prognostiziert. Sowohl mit der autobiographischen als mit der poetischen Äußerung wird das Dilemma vieler schreibender Frauen charakterisiert: Entweder das Dichten oder der Mann. Im fiktiven Fall wird Ersteres aufgegeben, im realen Letzteres. Von den "real existierenden" glücklichen Fällen ist dagegen kaum die Rede. Auch in diesem Zusammenhang drängt offensichtlich vorrangig das zum Schreiben, was quält, stört, unglücklich macht – und dies um so mehr, als es schwerfällt, in der individuellen Kollision die tiefliegenden überpersönlichen Ursachen und Kontexte auszumachen, z. B. sich zu vergegenwärtigen, daß nach überkommenem Rollenverständnis die Situation einer Ehefrau um so ehrenvoller erscheint, je erfolgreicher und berühmter ihr Mann ist – gerade in der Kunst. Die umgekehrte Konstellation verstößt gegen "die Ordnung der Welt"; solange dergleichen noch selten ist, werden Brüche der Rollenordnung nur schwer akzeptiert. Der Mann der Berühmtheit erfährt von der Mitwelt, von anderen Männern und auch Frauen, oft geringschätziges Mitleid. Dahinter steht – meist unbewußt – die Auffassung, daß der Mann "von Natur aus" die ungleich größeren kreativen Potenzen habe. Das wirkte schon seinerzeit komisch; es wird aber noch der Erfahrungen vieler Generationen bedürfen, bis die eingefleischten Vorurteile verschwinden.

Diese sind z. B. auch für die tragische Verwicklung verantwortlich, die Irmtraud Morgner skizzierte, als sie die Figuren der Laura und des Benno im Roman "Amanda" in veränderter Form wieder aufnahm. Sie endet deren glückliches Zusammenleben mit einer ebenso knappen wie bedeutsamen Episode. Lauras Ehe ist in Ordnung, solange der Bauarbeiter Benno Pakulat glaubt, seine Laura sei schlichte Triebwagenfahrerin. Als dann unter ihrem Namen ein Roman erscheint, sie diese Autorinschaft zwar ableugnet, aber ihre Vergangenheit als Wissenschaftlerin offenbart, verändert sich alles. Zunächst bewundert und verehrt er sie maßlos. Vor Verwandten und Bekannten rühmt er sie, allerdings oft mit "Gänsehaut auf seinen Unterarmen" (Morgner 1983: 151). Als er sich bei Eifersuchtsanwandlungen auf beliebige andere männliche und weibliche Personen ertappt, beginnt er zu trinken. Danach heißt es nur noch lakonisch: "Am 12. September 1975 verunglückte er volltrunken mit seinem Auto. Er war sofort tot." (ebd.: 152).

Hier wird lakonisch als Begebenheit erzählt, was bei Königsdorf die "historische Einstellung zum Ehemann einer Dichterin" genannt wird. Morgner führt diesen Benno als einen vorbildlichen, als einen "Neuen Mann" ein. Dem entspricht seine rührende Reaktion auf den öffentlichen Ruhm seiner Frau. Als Individuum ist er besten Willens. Aber es übersteigt seine Kräfte als Geschlechtswesen. Als einzelnem ist ihm nicht anzulasten, daß er mit seiner Rolle als Ehemann einer Berühmtheit nicht zurechtkommt. Letztlich ist er ein Opfer patriarchaler Strukturen – wie Laura auch, denn sie verliert auf diese Weise den Mann, den sie mit Hilfe von Zauberkräften zwar gefunden hat, aber nicht halten kann. Gegen die Übermacht solcher geschichtlicher Lasten vermögen selbst Zaubermittel nichts auszurichten. An anderer Stelle äußert sich eine andere weibliche Figur unter anderem so: "Jedes meiner erschienenen Bücher war beruflich ein Erfolg und privat eine Niederlage ... Die Gefährtinnen meiner männlichen Kollegen begleiten entstehende Arbeiten mit steter Anteilnahme oder mehr, ziehen die Kinder

auf, fangen Trivialitäten, die den schöpferischen Prozeß stören, ab, und empfinden gelungene Dichtungen als Ereignisse, die Freude machten ... Eine Frau, die dichtet oder dergleichen, muß mit gnadenloser Einsamkeit rechnen." (Morgner 1983: 39).

Was Autorinnen hier an Beispielen der eigenen Berufssparte vorführen, läßt sich in dieser oder jener Weise auch auf andere Berufsgruppen und soziale Lagen beziehen.

Ein weiteres Beispiel aus diesem Problemfeld veranschaulicht die Konflikte, die sich ergeben, wenn Frau und Mann – anders als bei Königsdorf und Morgner – beruflich in ein Konkurrenzverhältnis geraten wie in Charlotte Worgitzkys Erzählung "Quäze" (1970), in der sie und er zu schreiben anfangen. Entgegen ursprünglich getroffenen Vereinbarungen über die Aufteilung der Haushaltspflichten bleibt bald alles an ihr hängen. Er entzieht sich auf so "unwiderstehliche" und "unschuldige" Weise, daß sie resigniert. Aber das ist noch das wenigste. Während er sein Manuskript zügig voranbringt, kommt sie mit ihrer Erzählung über eine beruflich erfolgreiche Frau mit mehreren Kindern nicht zu Rande (Worgitzky 1980: 43). Wie sollte sie auch! Das Ende vom Lied: Zu literarischem Erfolg gekommen, bietet er gönnerhaft an, auf literarischem Feld "etwas für sie tun" (ebd.: 75) zu wollen. Das ist zugleich sarkastisch und überaus "realistisch". Der Mann verhält sich keineswegs böswillig oder exzeptionell borniert. Er lügt nicht, wenn er sagt, er liebe sie. Wenn er seine Bedürfnisse "in aller Unschuld" durchsetzt, so hauptsächlich deshalb, weil er im Unterschied zu ihr von seinen literarischen Fähigkeiten überzeugt ist. Mit eben dieser "Unschuld" stellt er ständig seine Nichteignung für Haushaltsarbeiten unter Beweis, die ihr "von Natur aus" viel leichter fielen. Solche Erfahrungen sind keineswegs nur unter Schreibenden anzutreffen. Der Mann hat die Macht der Gewohnheit auf seiner Seite. Die Frau ist, da sie diese ändern will, permanent kleinliche Querulantin.

2.

Augenscheinlich war die künstlerische Entwicklung einer Reihe von Autorinnen von ähnlichen Schwierigkeiten begleitet, wie sie Worgitzky schildert. Aus Selbstzeugnissen von Maxie Wander wissen wir, wie schwer es ihr fiel, als Frau des namhaften älteren Schriftstellers Fred Wander Zeit und Kraft zum Schreiben aufzubringen (vgl. auch Kap. 5). Ausführlich reflektiert Eva Strittmatter in ihrem Prosabuch "Mai in Piest'any" ihre Mühen um eigene literarische Produktion und öffentliche Beachtung. Sie hatte vier Söhne aufgezogen, dem erfolgreichen Autor die aufwendigen Lebens- und Schreibbedingungen ermöglicht, ihn als sein zuverlässiger "Gehilfe" (Strittmatter 1986: 24) auf Lesereisen begleitet usw. usf. In der bitteren Bilanz heißt es unter anderem: 32 Jahre lang habe sie sich den Bedürfnissen und dem Willen ihres Mannes angepaßt, die Beziehung sei auf Ungleichheit (Altersunterschied, Erfahrung, Wirkung nach außen) gebaut gewesen: Immer sei sie "unfrei", nie "ein ganzer Mensch" (ebd.: 138), sondern ein "reduzierter Mensch" gewesen, zunehmend geplagt von "Ausbruchssehnsucht und Freiheitsverlangen" (ebd.: 139). "Daß alles selbstverständlich ist, was ich tue, und, je selbstverständlicher ich bin, desto unsichtbarer und wertfreier werde, frißt mein Selbstgefühl ..." (ebd.: 139). Trotz solcher öffentlich gemachten Klagen und Selbstvorwürfe diente sie ihrem Mann bis zu seinem Tode durch "Selbstverleugnung" (ebd.: 184). Verzicht, Selbstauf-

gabe – ein tristes Lehrbeispiel für die durchgehaltene Geschlechterrolle. Die inneren Zwänge sind eisern. Die präzise Selbsterkenntnis verschärfte die Verbitterung insofern, als die Autorin dennoch weiter gegen die eigenen Bedürfnisse lebte.

Angesichts ihres Dilemmas, die wachsende Diskrepanz zwischen der "Existenz als D i c h t e r und der als H a u s f r a u" – auch hier wieder die männliche Form! – (Strittmatter 1995: 318) wird die radikale Verweigerung Brigitte Reimanns, mit dem Ehemann und Kollegen (vgl. Kap. 3) in einer Ehewohnung zusammenzuleben, um so verständlicher. Die Männer, die mit ihren Frauen Rechte und Pflichten teilen, gehörten immer noch zu den bestaunten oder bemitleideten Ausnahmen.

3.

Anfang der 70er Jahre hatte Morgner in einer Geschlechtertauschgeschichte[13] eine glückliche Variante von Partnerbeziehungen, eine fröhliche Utopie gestaltet. In der Erzählung "Gute Botschaft der Valeska ..." arbeiten beide wissenschaftlich, mit dem einen feinen Unterschied, daß er glaubt, der Größte in seinem Fach zu sein, während sie sich für jederzeit ersetzbar hält (Morgner 1974: 647). Zur Eheschließung, ihrer zweiten, hatte sich Valeska in der Annahme bereitgefunden (ebd.: 649), daß in absehbarer Zeit keine gemeinsame Ehewohnung zu bekommen wäre und sie auf diese Weise mit ihrem Sohn (aus erster geschiedener Ehe) noch lange allein würde leben können. Valeska fürchtet das tägliche Zusammenleben mit einem Mann, der "Hausfrauen gewohnt" (ebd.: 650) ist. Als dieser Mann eines schönen Tages überraschend mit einer Wohnungszuweisung aufwartet, sie aber inzwischen auch zu der Überzeugung gelangt ist, eine "nicht jederzeit ersetzbare Wissenschaftlerin" (ebd.: 650) zu sein, spitzt sich die Lage zu. Im Unterschied zu anderen literarischen Gelegenheiten hilft hier die Zauberei. Ihr Stoßseufzer "Man müßte ein Mann sein" (ebd.: 655) bewirkt den Geschlechtertausch und die darauf beruhenden "idealen ehelichen Zustände" (ebd.: 681), das Happy End. Valeska hat alles, was ihr wichtig ist: die besondere wissenschaftliche Leistung, das Kind und den Geliebten. Ein Wunder eben.

Hinter der phantastischen Handlungskonstruktion steht die Idee, das Verhältnis von Frau und Mann sollte von Liebe u n d Freundschaft bestimmt sein. Dabei wird unterstellt, daß Freundschaft als die eigentliche Errungenschaft "nur unter Gleichen" (ebd.: 655) zu denken sei. Das meint als gedankliche Voraussetzung die wirkliche Gleichstellung der Geschlechter, die offensichtlich mehr ist als die vordem erlebte Gleichberechtigung. Entsprechend dem gegebenen Handlungszusammenhang hat das Wort "gleich" zum Teil auch die Bedeutung von gleichgeschlechtlich. Insofern Valeska beliebig ihr Ge-

13 Für das von der in der DDR lebenden amerikanischen Schriftstellerin Edith Anderson initiierte Buchprojekt von Geschlechtertauschgeschichten hatte Irmtraud Morgner einen Text geschrieben, der vom Verlag nicht akzeptiert wurde. Moniert wurde unter anderem die Beschreibung körperlicher Details beim Verwandlungsakt sowie die Moskau-Passagen, in denen angeblich "ein undifferenziertes Bild über die Sozialbeziehungen wie über die Partnerverhältnisse gegeben wird." (Lehmann 1993: 161) Die Anthologie, die insgesamt eine mühselige Entstehungsgeschichte hatte, erschien 1975 ohne Morgners Text. Morgner hatte sie jedoch als "Gute Botschaft der Valeska, die Laura am Begräbnistag der Trobadora als Offenbarung liest" in ihren Trobadora-Roman einmontiert und auf diese Weise schon 1974 dem Publikum zugänglich machen können.

schlecht wechseln kann, ist sie dem Mann sowohl gleich (als Kollege) als ungleich. Eben diese Doppelheit (auch in männlicher Gestalt hat sie die Seele einer Frau) ermöglicht das glückliche, weil freundschaftliche Zusammenleben sowohl mit ihrem Geliebten als auch mit Moskauer Kolleginnen, die von den einheimischen Männern erotisch nicht gerade verwöhnt werden.

Die Koppelung Freundschaft-Gleichheit-Gleichgeschlechtlichkeit liegt bei dem vorgegebenen Geschlechtertausch-Motiv nahe und als gedankliche und gestalterische Konstruktion auch Sarah Kirschs Geschlechtertauschgeschichte "Blitz aus heiterm Himmel" zugrunde. Eine junge Frau, "tüchtige Kraft" (Kirsch 1974: 68) in einer Forschungsabteilung, erlebt mit ihrem Lebensgefährten das Übliche: Alle Haushaltsarbeit ist ihr aufgebürdet. Sie fürchtet um die Liebe und Freundschaft, die noch zwischen ihnen blüht, verwandelt sich in einen Mann und hofft, auf diese Weise zumindest die Freundschaft zu retten. Aber es kommt besser. Es zeigt sich, daß er sie in Mannesgestalt wie einen guten Kumpel behandelt, d. h. wortlos alle Hausarbeit gerecht teilt. Zusammen entwerfen sie sogar die allerschönsten Pläne zur Beglückung der Menschheit durch eine "Industrie-Jagdgesellschaft" (ebd.: 93) ohne Kriege und Grenzstreitigkeiten. Insofern die glückhafte Wendung der Geschichten von Morgner und Kirsch auf Magie beruhen, ist indirekt auch gesagt, daß es sich im Sinne Blochs nicht um eine konkrete, sondern (nur) um eine abstrakte Utopie handelt. Denn auf normale Weise scheint solche Lösung in absehbaren Zeiträumen nicht denkbar. Geht es doch um die Gleichstellung Ungleicher, damit eigentlich auch um das Prinzip, das der kommunistischen Maxime "Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen" zugrundeliegt, die sich angesichts fortschreitender real-sozialistischer Entwicklung immer phantastischer ausnahm. Ob solche in der Logik des Erzählvorgangs steckenden Implikationen von den Autorinnen mitgedacht worden waren, bleibt offen.

In Christine Wolters Geschichte "Ich habe wieder geheiratet", (in der Anthologie "Das Kostüm") wird der Gleichheits- und Freundschaftsgedanke ohne Zauberei in Szene gesetzt. Vorgeführt wird ein mustergültig ebenbürtiges Zusammenleben, das eine Frau nach der Scheidung in einer neuen Partnerschaft mit den Kindern aus den Ehen beider führt. Am Ende stellt sich heraus, daß es sich bei den beneidenswerten Partnern um zwei geschiedene Frauen handelt, die sich in aller Freundschaft auch über ihre jeweiligen Liebschaften verständigen.

In Wolters Erzählung wie auch in Morgners und Kirschs Geschlechtertauschgeschichten wird nebenbei auch mit dem Motiv gleichgeschlechtlicher Beziehungen gespielt. Es wird benutzt, um das Thema Ungleichheit/Gleichheit/Freundschaft erzählerisch zu realisieren. Da (nur) Mittel zum Zweck, lassen sich die Autorinnen nicht ernsthaft auf die Problematik ein, die mit gleichgeschlechtlicher Liebe[14], mit lesbischen und bisexuellen Beziehungen, zusammenhängt. Wenn jedoch mit der Gestaltung lesbischer Liebe ernstgemacht wird, erscheint sie mit tragischen Akzenten. In Ingeborg

14 Ursula Sillge führt in ihrem Buch "Un-Sichtbare Frauen. Lesben und ihre Emanzipation in der DDR" eine ganze Reihe von Prosatexten an, in denen die Darstellung lesbischer Beziehungen ausgemacht wird, wie ich meine, nur zum Teil zutreffend.

Arlts umfangreicher Erzählung "Das kleine Leben" (1987) und in Rosemarie Zeplins Geschichte "Die Kleine Seejungfrau" (im Band "Schattenriß eines Liebhabers" 1980) gehen lesbische junge Frauen nicht nur daran zugrunde, daß sie von der, die sie lieben, zurückgewiesen werden, sondern auch daran, daß sie sich über ihre sexuelle Orientierung nicht einmal privat aussprechen können. Das zur Einsamkeit verdammende Tabu wirkt tödlich: es treibt in den Selbstmord. In diesen Texten, die die herrschende Ignoranz und Intoleranz kenntlich machen, ist von der Heiterkeit, mit der in den Geschlechtertauschgeschichten utopische Gedanken um Gleichheit und Freundschaft durchgespielt wurden, folgerichtig nichts zu spüren.

4.

In ihrer theoretischen Schrift "Die neue Moral und die Arbeiterklasse" (1918) hatte Alexandra Kollontai Visionen von Geschlechterharmonie entworfen. Sie unterstellte z. B., daß künftige Geschlechterbeziehungen, da von allen Besitzansprüchen frei, allein von Liebe bestimmt sein und in verschiedenartigen, gleichberechtigt nebeneinander existierenden Formen ehelicher Gemeinschaft gelebt werden würden. Soweit die Theorie. Im Vergleich dazu wirken ihre wenige Jahre später verfaßten Erzählungen "Wege der Liebe" (1925) weitaus "realistischer". Während Frauen im Zusammenhang mit den revolutionären Umbrüchen in Rußland einen großen Sprung machten, blieben Männer, wie sie waren. Die "Liebespotenz", von der im Essay die Rede war, hat eher ab- als zugenommen.

Es mag erstaunen, daß Kollontai, die viele Jahre als Funktionärin in der Partei der Bolschewiki und der internationalen Arbeiterbewegung und nach der Revolution in führenden Positionen vor allem in der Frauenpolitik gearbeitet hatte, Geschichten über die Liebe veröffentlichte. Augenscheinlich ging sie davon aus, daß mit den revolutionären Veränderungen aller Verhältnisse die sogenannten Privatbeziehungen keinesfalls als Nebensächlichkeit behandelt werden dürften. Ihre Erzählungen, die sich auf viele, auch private, Erfahrungen stützen, lassen durchblicken, daß die "Wege der Liebe" besonders für Frauen beschwerlich sein würden, daß es lange dauern könne, ehe die im Essay beschworenen idealen Geschlechterbeziehungen Wirklichkeit würden, die hochentwickelte sozialökonomische und kulturelle Verhältnisse voraussetzten.

Kollontai geht es unverkennbar um die Humanisierung menschlicher Beziehungen. In der Geschichte "Schwestern" wird von einer jungen Frau erzählt, die sich, mitgerissen von den Umbrüchen der Revolution von 1917, mit einem gleichgesinnten Mann zusammengetan hatte. Beide waren als "wirkliche Kameraden" (Kollontai 1982: 50) in Liebe verbunden. Zunächst. Das Verhältnis wandelte sich völlig zum Negativen; der Mann begann zu trinken, brachte Mädchen von der Straße mit in die Wohnung. Zunächst will sie ihre Wut an der Nebenbuhlerin auslassen, erkennt aber in ihr eine Notleidende, eine Schwester, solidarisiert sich mit ihr und verläßt den Mann. Kameradschaft und Geschlechterharmonie stellt sich als Illusion heraus: Der Mann reagiert auf die Notsituation der nach dem Bürgerkrieg grassierenden Arbeitslosigkeit auf alte Weise, macht Frauen zum Objekt, kauft sie. In ihrer Not suchen die gleichermaßen malträtierten Frauen aneinander Halt. Diese simpel erzählte und etwas sentimental wirkende Geschichte enthält eine Grundkonstellation, die auch in einigen Texten der

hier behandelten Autorinnen wiederzuerkennen ist. Mann und Frau verstehen unter Liebe Unterschiedliches. Für ihn steht Sex im Vordergrund. Sie will, daß Freundschaft bzw. Kameradschaft dazukommen. Das ergibt in den Gefühlswelten und für die Verständigungsmöglichkeiten große Unstimmigkeiten.

Neben den erwähnten glücklich ausgehenden Geschlechtertauschgeschichten Morgners und Kirschs nimmt sich Christa Wolfs "Selbstversuch" zurückhaltend – und zwar nicht nur in bezug auf den Wissenschaftsfortschritt – skeptisch aus. Hier ist die Liebe einer Frau zu einem Mann, einer Wissenschaftlerin zu ihrem Chef, wichtiges Motiv für ihren Entschluß, sich für eine Geschlechtsumwandlung zur Verfügung zu stellen. Während sie sich körperlich mit einem Schlag in einen Mann verwandelt, verläuft die psychische Umwandlung langsam und ungleichmäßig. Mit dem noch weiblichen Teil ihres Bewußtseins beobachtet und bewertet sie an sich den wachsenden Anteil "typisch männlichen" Denkens, Fühlens und Verhaltens – und steigt, hinter das Geheimnis männlicher Fühllosigkeit gekommen, aus dem Experiment aus. Nachdem sie wortwörtlich "in der Haut des anderen" gesteckt hat, zieht sie die weibliche Existenz vor allem deshalb vor, weil sie entdeckt hat, daß der bewunderte und geliebte Mann von einem "Gebrechen" geschlagen ist, das sie mehr als alles fürchtet: "nicht lieben können und es wissen" (Wolf 1974: 132).

Ihre kritische Analyse beendet Christa Wolf mit dem Entschluß ihrer in den weiblichen Körper zurückgekehrten Heldin, ein eigenes Experiment zu wagen – den "Versuch zu lieben. Der übrigens auch zu phantastischen Erfindungen führt: Zur Erfindung dessen, den man lieben kann" (ebd.: 133). Wie man bzw. frau sich diese "phantastische Erfindung" vorstellen soll, bleibt den Lesenden überlassen. Der von der Ich-Erzählerin erhobene Vorwurf, der Mann könne nicht lieben, greift tiefer als die üblichen Klagen über die Treulosigkeit von Männern, über das Mißverhältnis zwischen dem Verlangen nach beständiger Liebe vieler Frauen und den "polygamen" Neigungen der meisten Männer.

Wie Wolf – nicht nur in dieser Geschichte – besteht auch Helga Schütz auf Liebe bzw. Liebesfähigkeit. Im Roman "In Annas Namen" endet der "Versuch zu lieben" für die Frau unglücklich. Anna, eine Frau in mittleren Jahren, hat einen qualifizierten Beruf, einen fast erwachsenen Sohn, gelegentlich einen Liebhaber, bis sie in einem gerade verwitweten Mann ihre späte "große Liebe" findet. Sie verliert den Mann an eine andere, eine gutbetuchte Westfrau. Interessant daran ist weniger der materiell leicht verführbare, sich in immer schäbigere Manöver verstrickende Mann, vielmehr die Haltung der unbelehrbar liebenden Anna, die trotz Wut und Schmerz darauf beharrt, sich ihre Liebe, bzw. ihre Liebesfähigkeit nicht zerstören zu lassen. Sie hält sich in ihrer Verzweiflung den weisen Spruch eines alten Mannes vor Augen, der besagt, Gegenseitigkeit in der Liebe sei ein Geschenk der Gnade, und Gnade könne man sich weder verdienen noch fordern, sie werde "umsonst gegeben und werde wegen nichts entzogen." (Schütz 1986: 294) Auf die ihr angetanen Kränkungen reagiert sie ohne Ressentiments und Eitelkeit, beharrt aber auf ihrer hilflosen Forderung nach eben dieser Gnade. Helga Schütz' Anna fürchtet – wie auch Figuren Christa Wolfs – der, "Sünde der Lieblosigkeit" (Wolf 1974: 57) zu verfallen. Mehr steht nicht in der Macht dieser weiblichen Figuren. Das ist eine arg reduzierte Hoffnung, kaum noch Utopie zu nennen.

Eben dieser elegischen Haltung zum Thema Liebe begegnet man auch bei Autorinnen der jüngeren, der Töchtergeneration. Als Beispiel sei hier lediglich Kerstin Hensel (geb. 1961) genannt, weil für die meisten ihrer Texte die angrifflustige groteske Sicht auf Mißverhältnisse im Privaten und Öffentlichen charakteristisch ist. In zwei Geschichten des Erzählungsbandes "Hallimasch" (1989) kollidiert das Liebesbedürfnis der Frau mit der Lieblosigkeit des Mannes. In "Veilchen im Knopfloch" erzählt Hensel vom allwöchentlichen Besuch einer jungen Frau bei ihrem Freund in einer anderen Stadt. Sie ist wie jedesmal voller großer Erwartungen. Das Zusammensein zeigt jedoch, daß sie nicht nur aneinander vorbeireden, sondern auch -denken und -fühlen. Zwischen beider Erwartungen und Interessen gibt es keine Vermittlung, so auch nicht während des Besuchs. Für sie gibt es nur ihn, umgekehrt bedeutet sie angesichts seiner vielfältigen Interessen eher einen Störfaktor. Ihre diffuse große Erwartung auf Glück und Freude schlägt bei der Heimfahrt um in Jammer. Nichts deutet darauf hin, daß sie ihre Erwartungen deshalb ändern oder aufgeben würde. Auch bei dieser jungen Autorin das alte trübe Lied.

In der Erzählung "Lilit" greift Hensel auf eine mythische Frauenfigur, auf Adams erste, wegen ihres Ungehorsams verteufelte Frau, zurück. Lilit hadert mit Gott, der sie zwar als "das bessere Stück" (Hensel 1989: 122) von beiden ansieht, sich in seinem Schöpfungsgeschäft mit Adam insofern gröblich vertan hat, weil er diesem nicht Liebe und Verstand, sondern nur Gier mitgegeben habe. Sie lehnt sich auf, geht fort, wird zur Dämonin der Nacht, geistert als das "Weib ohne Furcht" (ebd.: 125) ewig ruhelos umher. Adam aber erhält von Gott zum Trost die fügsamere Eva. Durch den mythologischen Stoff erscheint das Aneinandervorbei der Geschlechter ewig und unlösbar. Es hat den Anschein, als habe Ingeborg Bachmanns fatalistische Auffassung von den Geschlechterbeziehungen auch für die Frauen in der DDR Geltung, vielleicht gerade wegen der veränderten Lage und Haltung der Frau. In ihrem Lebensresümee kommt die Protagonistin aus Bachmanns Erzählung "Drei Wege zum See" zu dem Schluß: "... solange es diesen Neuen Mann nicht gab, konnte man nur freundlich sein und gut zueinander, eine Weile. Mehr war nicht daraus zu machen, und es sollten die Frauen und die Männer am besten Abstand halten, nichts zu tun haben miteinander, bis beide herausgefunden hatten aus einer Verwirrung und der Verstörung, der Unstimmigkeit aller Beziehungen." (Bachmann 1987: 340).

Mit solcher Lagebeschreibung, der Verwirrung und Unstimmigkeit in den Geschlechterbeziehungen (auch der geringen Hoffnung auf den Neuen Mann) stimmen manche der hier besprochenen Texte in vielem überein, so auch mehrere Geschichten Helga Königsdorfs. Ihr Debüt hatte insofern als literarische Provokation gewirkt, als in "Bolero", der Eingangsgeschichte von "Meine ungehörigen Träume" (1978), ein schäbiger Liebhaber kurzerhand vom Balkon gekippt wird. Unabhängig davon, ob dies innerhalb der Fiktion realiter oder nur in der Wunschvorstellung der Protagonistin geschieht, empfanden manche Leser diese "Lösung" als ungehörig. Es handelt sich um eine banale, allzu bekannte Geschichte, um das Verhältnis einer alleinstehenden, nicht mehr ganz jungen Frau mit einem Kollegen, einem verheirateten Mannes mit einem "einwandfreien Familienleben" (Königsdorf 1978: 11). Das Glück, das sie dabei gewinnt, ist mehr als bescheiden. Sie erträgt diese "verfehlte Sache" (ebd.: 13) allzu lange,

weil es so schwer sei, "ein bißchen Glücksbedürfnis zu ersticken" (ebd.: 12). Die Frau, der wohl bewußt war, worauf sie sich eingelassen hatte, wird von Königsdorf mit Ironie betrachtet. Auch in den späteren Erzählungsbänden kommt Helga Königsdorf wiederholt auf unerquickliche Beziehungen zwischen Frau und Mann zurück, sei es in ehelichen oder außerehelichen Verhältnissen. Dabei werden nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen kritisch beleuchtet, insofern sie – immer sind es "moderne", finanziell unabhängige Frauen – das triste Spiel mehr oder weniger geduldig, mißlaunig, leidend, rachsüchtig mitspielen und dabei gefühlsmäßig verkrüppeln.

Die hier betrachteten Texte, die bis Herbst 1989, also im Zeitraum von 40 Jahren, entstanden waren, bezeugen, daß sich das Geschlechterverhältnis der Tendenz nach keineswegs glücklicher gestaltet hatte. Wie sollten sich auch in einem geschichtlich so kurzen Zeitraum Psyche und Emotionen von Grund auf wandeln, die über viele Jahrhunderte geprägt worden waren – zumal patriarchalische Grundstrukturen mit sozialistischem Vorzeichen in vielem weiterhin die Rahmenbedingungen bildeten. Ein "neues Lied" hätte insofern einen Nährboden gehabt, als mit der massenhaften Existenz ökonomisch selbständiger Frauen viele negative Faktoren wegfallen: wenn die Frau finanziell nicht vom Mann abhängig ist, mit ihm nicht um Wirtschaftsgeld feilschen muß, ihm nicht als dem "Haushaltungsvorstand" untertan ist usw. usf. Mit gewachsener Selbständigkeit sind die Beziehungen zwischen Frau und Mann jedoch nicht einfacher geworden. Die alten Rollenmuster von Über- und Unterordnung geraten in die Brüche. Beim Auffinden neuer Verhaltensweisen, die einem ebenbürtigen Verhältnis entsprechen würden, stehen die Individuen jedoch allein. Für viele Männer, deren Grundsituation sich weitaus weniger verändert hatte als die der Frauen durch den Einstieg in die Berufstätigkeit, stellten sich die Veränderungen oft mehr unter dem Aspekt des (Privilegien)Verlustes als des Gewinns dar.

Was setzen Autorinnen, von den Unstimmigkeiten aller Beziehungen oft selbst betroffen, in ihren Texten ideell gegen diese alt-neuen Erfahrungen? Umfassende Entwürfe und Visionen bleiben aus. Notwendigerweise dominiert die Analyse. Mit großer Vorsicht wird auf diesen oder jenen einzelnen Aspekt (z. B. Freundschaft) aufmerksam gemacht, der für bessere Beziehungen zwischen Frauen und Männern unentbehrlich scheint. Hinter dieser Zurückhaltung mag das Wissen, bzw. die Ahnung stehen, daß die Ursachen der beklagten Mißverhältnisse ungleich tiefer liegen, als bislang angenommen.

Wichtig scheint mir dabei die Entdeckung, daß das Verhältnis der Frau zum Mann nicht die gewohnte ausschließliche Bedeutung haben muß. In dem Maße, wie durch die veränderte Lebenslage der Mann für die Frau nicht (mehr) den Schlüssel zur Welt bildet, schon gar nicht die Welt bedeutet und mit seinem Verlust die Welt nicht mehr verloren zu gehen scheint, relativiert sich auch die Beziehung der Frau zum Mann. In der Literatur von Frauen ist das Verhältnis zum Mann nicht Thema Nummer Eins; es bekommt in der Zusammenschau aller wesentlichen Lebenssphären und -beziehungen, die die Frau sich aneignet, einen anderen Stellenwert. Wie Frauen lernen können, ihr Leben(sglück) nicht vom Mann abhängig zu machen, zeigt eines von Maxie Wanders Gesprächsprotokollen (Erika). Als der Mann seiner Frau nach zwanzig Jahren Ehe eröffnet, sie verlassen und zu einer anderen ziehen zu wollen, forderte sie ein Abendessen

zu dritt. "Nun saß er uns beiden gegenüber wie ein Kind, das seinen alten Teddy hat, voller Flecken und abgeschabt, von dem er sich nicht trennen kann, und nun kommt ein neuer Teddy, und man verlangt von ihm, daß er nur mit e i n e m spielen soll ... Ich sage: welchen Teddy willst du haben? Er verstand gleich: Ich weiß nicht, beide. Ich sage: Sind Sie damit einverstanden? Nein, sagt sie. Ich auch nicht, sage ich." (Wander, Maxie 1977: 183). Es kam wie so oft: der Mann entschied doch für den "neuen Teddy" und begründete den Scheidungsantrag damit, daß ihm seine Frau "geistig nicht mehr folgen" (ebd.: 185) könne. Für sie aber ist damit keineswegs alles zu Ende. Mit knapp 40 und zwei Kindern bekommt sie die Chance zu studieren. So macht diese Frau das, was gewöhnlich eine Niederlage (SIE konnte IHN nicht halten) genannt wird, für sich zum bleibenden Gewinn. Bei allem Jammer ist sie schon in der Lage, das individuell erfahrene Dilemma auf allgemeine Erfahrungen zu beziehen, ihr Unglück zu historisieren. Damit bleibt ihr erspart, das Geschehene wesentlich auf persönliches Ungenügen zurückzuführen; und auf "Tröster", die sich ihr im Bekanntenkreis anbieten, kann sie lachend verzichten.

Was hier in dem einen authentischen Fall als neue Lebensmöglichkeit berichtet wird, findet sich in einer Vielzahl von Varianten in dem reichen Figurenensemble von Irmtraud Morgners Romanen "Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz" und "Amanda". Innerhalb der insgesamt patriarchalen Welt bilden die Exponentinnen des sogenannten "schwachen Geschlechts" ein Kraftzentrum, von dem eine immense Fülle von Impulsen ausgeht.

Und mehr noch: Die Tatsache, daß der Mann im Leben ihrer Frauenfiguren nicht den Nabel der Welt darstellt, spiegelt sich schon im Aufbau der beiden großen Romane. Die Beziehungen zweier Frauen, der phantastischen mittelalterlichen Trobadora und ihrer "Spielfrau" Laura, der Berliner S-Bahn-Triebwagenführerin, bilden das kompositionelle Zentrum. In ihren vielfältigen abenteuerlichen Bemühungen, die Welt zu erkunden und eigene Pläne zu realisieren, hat das Verlangen nach Liebe seinen Platz, bildet jedoch nicht die Triebfeder des Tuns. Erfüllte Liebesbeziehungen, so sehr Frauenfiguren, z. B. Laura Salman ihrer bedürfen, sind nicht Anfang und Ende vom Lied, wohl aber die Frage nach dem Ende des "Scheißkrieges zwischen den Geschlechtern" (Morgner 1974: 416). Und diese Fragestellung lenkt den Blick auf die große geschichtliche Dimension des Problems.

Als Kollontais Erzählungen 1982 in der DDR erstmals erschienen – fast 60 Jahre nach ihrer deutschen Erstveröffentlichung im Malik-Verlag 1925 –, bezeichnete Hedda Zinner in ihrem Nachwort Kollontais Auffassungen von Sexualmoral als Vorstellungen für "über-übermorgen" (Kollontai 1982: 275). Solche nüchterne Sicht auf Zeiträume war auch deshalb angebracht, als bis zu diesem Zeitpunkt 1982, Kollontais theoretische Schrift über "Die neue Moral und die Arbeiterklasse" in der DDR nicht gedruckt worden war. Auch in diesem Fall wurde Sexualmoral als hochbrisantes Politikum aufgefaßt und eine unkonventionelle Auffassung davon tabuiert. Kein Wunder, daß Irmtraud Morgner, die so intensiv über Geschlechterbeziehungen und gerade auch über erotische Kultur nachdachte, in ihren "Trobadora-Roman" (2. Buch, 8. Kapitel) Passagen aus der ersten Geschichte der "Wege der Liebe", die sonst in der DDR nicht zugäng-

lich waren, einmontierte. Diese ketzerisch anmutende Textcollage vermittelt einen frappierenden Eindruck von selbstbestimmter weiblicher Sexualmoral.

Als Irmtraud Morgner im November/Dezember 1989, "in einem so herabgewirtschafteten Land, das den Ansturm des Kapitals erwarten muß" (Morgner 1990: 36), schwer krebskrank, nach vier Operationen, Alice Schwarzer ein Interview gab, äußerte sie sich mit großer Souveränität über vieles, was ihr Schreiben über die Jahrzehnte hin inspiriert hatte. In realistischer Einsicht ihrer nur noch kurzen Lebensfrist – sie verstarb im Mai 1990 – wollte sie dieses Interview nicht als ihr letztes Wort genommen wissen: "Es steht vielleicht irgendwo in meinen Büchern." (ebd.: 32). Nicht "irgendwo" ist hinzuzufügen, sondern überall in den umfangreichen Romanen, in denen sich das vergnügliche Herumstöbern lohnt, denn was Morgner zu sagen hatte, erscheint heute genauso wenig veraltet und überholt wie die meisten der hier besprochenen Texte.

7. "Es geht nicht weiter, wenn es so weitergeht". Exkurs zu Gerti Tetzners Roman "Die Oase"

1.

In diesem Beitrag geht es um ein ungedrucktes[15] Buch, um Gerti Tetzners 1980/81 in mehreren Fassungen geschriebenen, vom Mitteldeutschen Verlag zurückgewiesenen Roman "Die Oase". Über einen unbekannten Text zu schreiben bedeutet, ausführlichere Darlegungen zu Handlung und Problemlage mitzugeben. "Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft", scheint mir dieser Roman besonders wichtig. Und wer sagt, daß er auch weiterhin ungedruckt bleibt. Gerti Tetzner verzichtete – im Unterschied zu Morgner in "Amanda" und Wolf in "Kassandra" – auf verfremdende, auf mythische oder phantastische Gestaltungselemente. Kritik und Gegenbild im "Klartext" artikulierend, bot sie der Zensur reichlich Angriffspunkte.

2.

Die Handlung erstreckt sich von Frühsommer bis Spätherbst eines Jahres – etwa zu Beginn der Achtziger –, in dem die Atomkriegsangst sehr groß war. Den Rahmen gibt eine Liebesgeschichte ab. Sie ist zugleich die Geschichte des Versuchs einer jungen Frau, einer Kindergartenleiterin irgendwo in einer größeren Stadt der DDR, Mittenbeck genannt, den Kindergarten so umzumodeln, daß sich Selbständigkeit, Initiative und Kreativität der Kinder besser entfalten können. Beginn und Ende von Liebes- und von "Projekt"-geschichte hängen wechselweise ursächlich zusammen.

15 Das Manuskript wurde mir freundlicherweise von Gerti Tetzner zur Verfügung gestellt. Die hinter die Zitate gestellten Seitenzahlen beziehen sich auf dieses Typoskript. Bislang konnte ich im Bundesarchiv keinerlei Materialien ermitteln, die über die Vorgänge Aufschluß gäben, die zur Unterdrükkung dieses Manuskripts führten.

Erzählt wird aus der Optik eines jungen Mannes, der sich reflektierend der verlorenen Liebe erinnert, die sein Leben reich und sinnvoll gemacht hatte. Minrich ist zurückgefallen in sein früheres reduziertes Leben, hat Lust, alles um sich herum zu zerschlagen, verbringt die Abende nach der Arbeit als Anstreicher in Kneipen und langweilt seine Trinkkumpane mit Erinnerungsfetzen an seine "Fee" (185). Tagsüber betäubt er seinen Kummer, indem er pinselschwingend in "lächerlicher Hartnäckigkeit" (186) Bilder der vergangenen schönen Zeiten an die Geliebte Kristina und ihren Freundeskreis, an ihre gemeinsamen Bemühungen um den Kindergarten heraufbeschwört. Das Erlebnis dieser Liebe hatte ihn lebendig gemacht wie nichts sonst in seinem Leben. Er möchte das Verlorene festhalten: "Wär ich Maler oder Bildschnitzer, könnte ich es unvergänglich halten, dieses lebendige, warmhäutige Oval: seht her, ihr Zweifler und Hoffnungslosen, das hat es einmal gegeben ..." (184).
Der Roman, dessen Erzähler "Rufzeichen" aussendet und sich, um den peinigenden Verlust zu verarbeiten, "Geschichten" (186) erzählt, war auf DDR-Verhältnisse hin geschrieben worden; heute – post festum – gelesen, erscheint er keineswegs als "Schnee von gestern", sondern offenbart manche, zur Schreibzeit nicht abzusehende Aktualitätsmomente. Für ein differenziertes Verständnis der Vergangenheit und ihrer Zukunftshoffnungen und vielleicht auch unserer unmittelbaren Gegenwart und Zukunft bietet er unentbehrliches künstlerisches Anschauungsmaterial.

3.
Der Begriff "Oase" betrifft zunächst das äußere Umfeld des Kindergartens. Er liegt in der "Wüste" eines Neubaugebiets aus Betonquadern ganz in Grün eingebettet. Zu danken ist das der Initiative Kristinas, die vor Baubeginn das Gelände "ihres" künftigen Kindergartens inspiziert und einen wahren Sisyphoskampf um die Erhaltung von Bäumen und Sträuchern geführt hatte, die nach der Räumung eines Kleingartengebiets stehengeblieben waren. Nunmehr geht es darum, dieses Haus nicht nur im Hinblick auf sein grünes Umfeld, sondern auch auf sein "Innenleben", auf die pädagogischen und kulturellen Inhalte zu einer Oase zu machen.

Es geht um Erziehung, um einen der neuralgischen Punkte in der DDR-Entwicklung, der in der DDR in mehreren literarischen Texten zur Sprache gekommen war – z. B. in dem seinerzeit viel diskutierten Roman von Alfred Wellm "Pause für Wanzka" (1968). Hauptsächlich richtete sich die Kritik gegen Erziehungskonzepte und -praktiken, die, ausgerichtet auf Normierung und Disziplinierung, die Individualitätsentwicklung einengten. Sie war Anfang der 80er Jahre nicht weniger aktuell als in den Jahrzehnten zuvor.

Daß Gerti Tetzner "an der Wurzel", beim Kindergarten ansetzt, hat damit zu tun, daß sie eine junge Frau kennengelernt hatte, die als Kindergärtnerin eigene Wege zu gehen versucht hatte und gemaßregelt worden war. Tetzners Figur Kristina folgt nicht einer vorgegebenen reformerischen Programmatik. Sie entdeckt und experimentiert den eigenen Erfahrungen und Bedürfnissen entsprechend, kämpft z. B. um Bäume und Sträucher, weil sie von klein auf "grünsüchtig" war.

Initiativen zur Erneuerung des Kindergartens bilden in dieser Liebesgeschichte das gemeinsame Dritte. Zunächst zeigt sich Kristina am Ich-Erzähler auch deshalb inter-

essiert, weil sie hofft, er würde in ihrem Kindergarten für wenig Geld Malerarbeiten ausführen. Ihm bietet das die Gelegenheit, sich in der Nähe der Frau aufzuhalten, die anders ist als seine üblichen Liebschaften. Kristinas Arbeit interessiert ihn insofern persönlich, als er selbst ein reglementiertes Internatsleben einer Sportschule durchzustehen gehabt hatte. Sein Widerwille richtet sich gegen alles, was von oben, von Erwachsenen auf Kinder herunterverfügt wird. Er wirft Kristina vor, daß sie im Gegensatz zur Rettung des grünen Umfeldes bei der Inneneinrichtung resigniert und statt des ursprünglichen Entwurfs "gutbürgerliche Stuben" (35) zugelassen habe. Er veranlaßt sie, sich mit ihm im "Hockgang" (27) durch den Kindergarten zu bewegen und so gewahrzuwerden, daß alles auf trostlose Weise "fix und fertig" (27) war.

Was für ein Einfall, sich als Erwachsene in die Augenebene kleiner Kinder zu begeben und das, was eigentlich für sie bestimmt ist, aus dieser Optik anzusehen. In übertragenem Sinn tritt dabei zutage, wieviel über die Köpfe der Kinder hinweg gedacht, gesagt, getan, geplant wird. Ins Blickfeld rückt zunächst ein künstlerisches Schmuckelement in der Eingangshalle des Kindergartens, ein treppenhaushohes Mosaik aus blauen, schwarzen und weißen Glanzsteinchen, "der teuerste Wandschmuck aller Kinderhäuser der Stadt" (50). Zu diesem Bildwerk fällt den Kindern nichts ein, denn es sagt ihnen nichts. Dagegen wird ihre Phantasie freigesetzt, als Kristina und Minrich sie anregen, selbst ein Wandbild zu fabrizieren. Auf zusammengesetzten Papptafeln dürfen sie malen, was sie interessant und schön finden, z. B.: Im Geäst eines großen Baumes "Sechsfüßler mit Schwalbenschwänzen und riesigen Flügeln, elegante Fische, die einander an den Händen hielten, ein in märchenhafter Güte gefaltetes Hundegesicht ..." (70). Manche Eltern und im Kindergarten Beschäftigte finden es allerdings nicht in Ordnung, daß das aufwendige Mosaik durch Selbstgemachtes verdeckt und ersetzt wird. Einmal auf den Geschmack gekommen, dem Lebensumfeld Eigenes aufprägen zu können, ziehen die Kinder im Neubaugebiet herum und bemalen unter Anleitung des Fachmanns Minrich Buswartehäuschen, Zementschäfte von Straßenleuchten, Betonteile von steinernen Spielplätzen mit bunten Blumen und Wundervögeln. Manche Leute monieren das als Verletzung von Ordnung und Sauberkeit.

Kristina greift jede Anregung auf, die den Bedürfnissen der Kinder entgegenkommt. Als sie bei einem Delegationsbesuch – dank Kristinas engagierter Arbeit ist das "grüne Haus" ein Vorzeigeobjekt – von einem dänischen Kollegen auf die Idee gebracht wird, "Flüsterecken" (89) einzurichten, ist sie Feuer und Flamme; denn "jeder Mensch, der in einer Gruppe lebte, mußte sich jederzeit zurückziehen können, allein oder mit einem Freund nachdenken, sich von Reagieren und Rücksichtnehmen auf andere erholen. So würde er weniger aggressiv, selbständiger und also erst gemeinschaftsfähig." (88) Im Ich-Erzähler findet sie für solche Gedanken sofort einen Verbündeten, weil sie seinen Wunschbildern aus Internats- und Armeezeiten entsprechen, wenn er "außer auf stinkender Toilette nirgendwo eine Minute allein und unbeobachtet" war (89).

Attraktiv scheint dieser Gedanke vor allem deshalb, weil er auf ein produktives Zusammenspiel von Individualität und Gemeinschaftlichkeit hinausläuft. Wie vernünftig und einleuchtend auch immer – vertrug sich diese Idee – in der Romanhandlung wie im wirklichen Leben – nicht mit dem herrschenden Erziehungskonzept, zog den Vorwurf auf sich, (bürgerlichen) Individualismus zu fördern. Die Veränderungen, die

Kristina einführte oder plante, erforderten keinen großen materiellen Aufwand, dagegen gründliches Umdenken, Hinterfragen der gewohnten autoritären Strukturen und Methoden.

Bei aller Nähe zu dergleichen Überlegungen schreibt Gerti Tetzner kein Traktat, sondern die Geschichte einer Liebe, deren besonderer Charakter und Ablauf – vor allem ihr jammervolles Ende, von dem später zu reden ist – erst durch das gesellschaftliche Bedingungsgefüge verständlich wird.

Kristina und Minrich, die den Jahrgängen um 1950 angehören, machen ständig die Erfahrung, daß nachwachsenden Generationen immer weniger Spielraum für Veränderung und Erneuerung, für ein Leben nach eigenen Vorstellungen zugestanden wird. Diese Problematik hatte in der Belletristik der DDR seit längerem eine Rolle gespielt, z. B. in Volker Brauns seinerzeit vielberedeter Zeile "Kommt uns nicht mit Fertigem" aus dem Gedicht "Anspruch" (Braun 1965: 8). Der Befund in der "Oase" fällt begreiflicherweise sehr viel bitterer aus.

Die verschiedenen Lebenssphären dieses Romans scheinen vom Geist der "konkreten Utopie" auch insofern durchdrungen, als Zerstückelung in öffentlich und privat, in Arbeitsprobleme und Freizeitvergnügen nicht statthat. Die Lebensformen des Freundeskreises um Kristina wirken auf den Neuling anziehend, befreiend und herzerwärmend, anfangs allerdings auch befremdlich und unbehaglich. Am meisten verwundert ihn Kristinas Art, freizügig und offen mit anderen zu leben. In ihrer kleinen Wohnung mit winzigem Balkon versammeln sich Frauen und Männer meist jüngeren Alters und unterschiedlicher Berufstätigkeit, verbringen gemeinsam ihre Freizeit, kochen, essen, trinken und reden genußvoll. Er fragt sich beklommen: "Hatte man vor diesen Orden irgendwelche Prüfungen zu bestehen?" (12) Ihn irritiert, daß er "weder in erkennbare Regellosigkeit noch Regeln untertauchen" (11) kann. Als Freund Kristinas wird er stillschweigend in der Runde akzeptiert, weder wird nach seiner Biographie, noch nach Ansichten oder Absichten gefragt, nichts wird ihm erklärt, nicht einmal die Art ihrer Beziehungen.

Alle sind zugleich Gast und Gastgeber(in). Der Fremdling beobachtet verwundert, mit welcher Selbstverständlichkeit sich diese sehr unterschiedlichen Individuen weiblichen und männlichen Geschlechts als Ebenbürtige und Gleichberechtigte behandeln. Der Umgang miteinander erscheint rücksichtsvoll, diskret und mühelos. Der Roman vermittelt den Eindruck, man lebe in Kristinas Runde wie auf einer "paradiesischen Insel" (19) mit ausgeprägter Sinnenfreude, Geselligkeits- und Eßkultur. Mehrfach werden üppige Gastmäler beschrieben, werden Farben und Gerüche der Speisen, gemächliches genußvolles Essen und Trinken um den runden Tisch ausgemalt. "Vor mir häufelte sich weiß und locker der Reis, ockerfarbene satte Saucen prangten neben saftigen Fleischhappen, Salaten in frühlingshaftem Grün und fruchtigem Rot" (12). Solche Fülle an kulinarischen Köstlichkeiten erklärt sich zum Teil aus Marlies' Beruf. "Sie war Fleischverkäuferin, und in ihren Händen bündelten sich unsichtbare Fäden zwischen Kaufhalle, Konditorei, Blumenladen bis hin zu Poliklinik, Friseur, Schlosser und Fensterputzer" (13). Das gute Leben beruht auf einer Art "Naturalwirtschaft", auf dem Austausch von Naturalien und Arbeitsleistungen. Von Geld ist im Roman kaum die Rede. Stillschweigend wird unterstellt, alle verdienten genug, um elementare Lebenskosten,

z. B. Miete bestreiten zu können. Niemand aus der Runde besitzt ein Auto oder Wochenendgrundstück, niemand kauft im "Delikat", "Exquisit" oder "Intershop"[16] ein. Die Freundesrunde, in der jede(r) gibt und nimmt, erscheint als unerschöpflicher Kraftquell. Ihr Sinn für die Kostbarkeit des Lebens inspiriert sie, jede Stunde ihres Zusammenseins sinnvoll und genußreich zu verbringen: "'Alles fängt im Alltäglichen an oder nie'." (112).

5.

Die Hervorhebung von Lebenslust und -genuß fällt emotional um so mehr ins Gewicht, als die Rede immer wieder auf die eskalierende Atomkriegsdrohung kommt. Denken und Fühlen vor allem des Ich-Erzählers und seines Freundes Fritze sind davon ganz besetzt. Der Ich-Erzähler hat an die Zimmerwand hinter seinem Bett eine Europakarte mit greller Ost-West-Trennlinie gemalt, auf der die gegeneinandergerichteten Atomraketenpotentiale eingezeichnet sind. So wie er sich den möglichen millionenfachen Tod im Wachen und Schlafen vor Augen hält, redet er bei jeder Gelegenheit von "zerstrahlen".

Kristina weiß auch um diese Gefahren, konfrontiert sich mit ihnen jedoch nicht permanent. Zwischen diesen unterschiedlichen Haltungen wertet Gerti Tetzner nicht moralisierend. Sie zollt dem Engagement des Ich-Erzählers und vor allem dem seines Freundes Respekt, der zu einem "Weltgeneralstreik" (11) aufrufen will und schließlich spurlos, vermutlich im Gefängnis, verschwindet. Näher scheint ihr die von Kristina vertretene Haltung, sich nicht von Kriegsangst lähmen zu lassen. Kein hektisches zynisches Genießen angesichts drohenden Untergangs, sondern das sichere Gefühl, daß man das Leben lebenswert gestalten muß, um widerstehen zu können. Durch ihren täglichen Umgang mit Kindern ist Kristina ganz selbstverständlich darauf eingestellt, von Zukunftserwartungen nicht nur zu reden, sondern dafür etwas zu tun.

In ihrer Neigung, Krieg und Kriegsangst anschauliche Bilder alternativer Lebensmöglichkeiten entgegenzusetzen, begegnet sich Gerti Tetzner mit Irmtraud Morgner und Christa Wolf, die in diesen Jahren an "Amanda" und "Kassandra" arbeiteten. Auch sie entwerfen vor dem düsteren Hintergrund von Kriegsdrohung und Zerstörungslust Szenen, die Appetit auf Leben machen. Christa Wolf treibt den Widerspruch von tödlicher Bedrohung und Lebensverbundenheit auf die Spitze, wenn sie Intensität des Lebens der Frauen und Männer in den Höhlen des Ida-Berges außerhalb des verlorenen Troja schildert, die ihren sicheren Tod vor Augen haben. So heißt es: "Da unsere Zeit begrenzt war, konnten wir sie nicht vergeuden mit Nebensachen. Also gingen wir, spielerisch, als wär uns alle Zeit der Welt gegeben, auf die Hauptsache zu, auf uns" (Wolf 1983: 337) und "Wir waren dankbar, daß gerade wir das höchste Vorrecht, das es gibt, genießen durften, in die finstere Gegenwart, die alle Zeit besetzt hält, einen schmalen Streifen Zukunft vorzuschieben." (ebd.: 339). Dieses Wort vom "Streifen

16 "Delikat" nannten sich die staatlichen Geschäfte, in denen zu erhöhten Preisen Lebens- und Genußmittel verkauft wurden, "Exquisit" jene mit teurer Kleidung. In den "Intershops" wurden – nur für Westgeld – Waren aller Art angeboten.

Zukunft", der in die finstere Gegenwart vorgeschoben wird, scheint mir wie ein Kommentar zu den leuchtenden Bildern produktiver Lebensformen in der "Oase".

6.

Einen Mann als Erzählinstanz einzusetzen war in Literatur von Frauen relativ selten. Mit Minrich gewinnt Gerti Tetzner gegenüber der Figur Kristina, die ihr sehr nahe steht, Distanz. Der Ich-Erzähler ist als eine außerordentlich widerspruchsreiche Figur angelegt. Seine ehrgeizige Mutter hatte ihm vor allem dadurch, daß sie ihn als Schwimmtalent in eine Karriere als Leistungssportler drängen wollte, Kindheit und Jugend arg beschnitten. Der Leistungssport erscheint hier – wie in manch anderem Text der DDR-Literatur als eine gesellschaftliche Institution, die sich auf Charakterbildung junger Menschen vereinseitigend und normierend auswirkte. Für den Erzähler hat sich die Welt auf den Schwimmbeckenrand und Stoppuhrzeiten verengt. Tetzner unterstellt ihrem Ich-Erzähler, der wegen eines gesundheitlichen Schadens aus der vorgezeichneten Laufbahn ausscheiden muß, dauernde psychische Schädigung: als Kind jahrelang gedrillt auf die Erfüllung peinlich durchorganisierter Tagespläne, läßt er später sein Leben passiv und monoton dahinlaufen. Nachdem er oft, auch von seiner ehrgeizigen Ex-Frau, als "Versager" beschimpft worden war, verweigerte er den für ihn vorgesehenen Karriereberuf, wurde Arbeiter und führte ein Leben, das ihm genügend Freiraum für individuelle Interessen ließ, z. B. für Bücher von "Aldridge, Hemingway, Lem, Trifonow, Ken Kasey" (112), auch für Bücher aus dem "Giftschrank", die sein Freund aus der Bibliothek heimlich besorgte. Verweigerung und Protest bringen ihn in Berührung mit Gleichgesinnten und mit den DDR-Behörden. Mit ihrem Ich-Erzähler skizziert Gerti Tetzner eine der nicht seltenen "Karrieren" von jungen Männern, die durch staatliche Disziplinierungsmaßnahmen, vor allem in der Armee, in Oppositionshaltungen gedrängt wurden.

Seine negativen Erfahrungen haben weitreichende Konsequenzen für sein Verhältnis zu Frauen. Vor allem der Haß auf Mutter und Ex-Frau, eine Lehrerin mit strikten Ordnungsprinzipien, hat kein freundschaftliches Verhältnis, geschweige denn Liebe zu einer Frau aufkommen lassen. Die zahlreichen oberflächlichen Liebschaften sind von Mißtrauen und Kampf bestimmt, von männlichen Denk- und Gefühlsmustern wie Erobern, Besiegen, Unterwerfen.

Im Gegensatz zu ihm ist Kristina als eine unverbogene, "autonome" Persönlichkeit angelegt. Frei auch von weiblichem Rollenverhalten kann sie ihn von seinen Erobererallüren befreien. Überzeugend die Szene, als er sich in kriegerischer "Gier" (57) auf Kristina stürzt und sie mit Gewalt "unter sich" (56) bringen will. Sie aber kommt ihm mit ihrem eigenen Verlangen entgegen; es gibt nichts zu erobern. Gerade das läßt ihn im entscheidenden Punkte "versagen". "Ich haßte das Weib, die Zeugin Sie wußte nichts von solcher Demütigung; sie gehörte zur feindlichen Macht der Frauen, die lockte, erwartete, geschehen ließ, dalag, undurchschaubar, die sich nicht gänzlich entblößen mußte, die überlegen blieb." (56) Aus solchen heillosen Anfängen finden sie zu einem vollkommenen körperlichen und geistigen Miteinander. Alle Rollen hinter sich lassend, erleben sie sich als Ebenbürtige, helfen und verdanken sie einander viel.

7.

So leuchtend die Farben, mit denen Tetzner das erfüllte Leben um Kristina in den ersten zwei Dritteln des Romans malt, so präzis und realistisch sind die Vorgänge und Mechanismen beschrieben, die die Oase auslöschen. Mit Kristinas vergeblichem Versuch, autoritäre Erziehungsprinzipien zu verändern, brechen weitgehend auch die schönen Freundschafts- und Liebesbeziehungen zusammen.

Wie kommt es zu solcher Katastrophe? Über längere Zeit hatte eine gute ältere Freundin und Vorgesetzte schützend ihre Hand über Kristina gehalten. Als Beschwerden wegen verschiedener "Delikte" sich häufen und Kristina sich weigert, sich diplomatisch und reumütig zu verhalten, sehen Neider und Ordnungshüter ihre Stunde gekommen. Der Sohn der Freundin Marlies, im Kindergarten das Kind, von dem Kristina viel "gelernt" (121) hatte, verbiesterte in der Schule durch sture Disziplinierungsmaßnahmen, schloß sich einer Jungenbande an, die ihre Aggressionen z. B. an Straßenlaternen austobte. Diese Vorfälle werden als endgültiger Beweis dafür gewertet, daß Kristinas Erziehungsmethoden schädlich sind. Als sie auf einer entsprechenden Versammlung unbußfertig in die Offensive geht und die Disziplinierungspraktiken der Schule angreift, die die Kinder verprellen, fühlt sie sich zwar "frei und stark wie lange nicht" (154), bringt sich jedoch um ihren Arbeitsplatz im "grünen Haus". Zur "Bewährung" wird sie in einen anderen Kindergarten versetzt, in dem sie eine Gruppe der Jüngsten zu betreuen hat. Zunächst gibt sie ihre kritische Haltung nicht auf, entfernt z. B. das Kriegsspielzeug aus den Regalen. Da ihr der Hauptinhalt ihres Lebens genommen ist, erstarrt sie mit der Zeit innerlich, fühlt sich von allen, gerade auch vom Ich-Erzähler im Stich gelassen, sucht Ersatzbefriedigung in Mode, Make up, Cafébesuchen. Ohne Kristina, "die Lokomotive" (182) der Freundesrunde, hört auch diese auf zu existieren. Ab und an trifft Kristina den Ich-Erzähler, geht auch mit ihm ins Bett. Aber vom früheren Einvernehmen und Glück ist nichts geblieben. In der Innenausstattung des Kindergartens wird die alte "Ordnung" wiederhergestellt, indem das kostspielige Wandmosaik freigelegt und die Räume der Kinder mit Tapeten mit lichtbeständigen goldgelben Ornamenten auf weinrotem Grund ausstaffiert werden, "die Bürger mit Sinn für Behaglichkeit in ihre beste Stube, Generaldirektoren in Empfangsräume, erstklassige Friseure in ihre Salons kleben ließen." (169).

Die Katastrophe vollzieht sich still und unauffällig; niemand erhängt oder vergiftet sich; die Protagonisten sind wie tot.

Tiefenwirkung und Langzeitfolgen all dieser Vorgänge sind nicht unmittelbar absehbar. Über der Erzählwelt liegt als Fazit der Ausspruch: "Es geht nicht weiter, wenn es so weitergeht." (181).

8.

Das Bisherige resümierend, könnte man sagen, im Roman werde davon erzählt, wie Zukunft verlorengeht, – genauer gesagt – verspielt wird. Die Geschichte von Kristinas Experiment ist für DDR-Leben in Gutem wie im Bösen außerordentlich charakteristisch. Nicht glückliche oder dumme Zufälle, sondern die allgemeinen gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen bedingen "Aufstieg und Fall" all dessen, was mit dem "grünen Haus" zusammenhängt.

Eigentlich versuchte Kristina genau das, was für sozialistische Entwicklung nötig und "zukunftsträchtig" war. Da es sich jedoch nicht mit den staatlichen Gegebenheiten vertrug, wurde das Wichtigste geopfert, was diese Gesellschaft dringend brauchte: das Engagement, die Initiative vieler. In bestimmten Losungen und Kampagnen war dergleichen auch unentwegt verkündet worden – z. B. "plane mit, arbeite mit, regiere mit" –, allerdings unter der Prämisse, daß solche Initiativen streng am "Gängelband" von Partei und Regierung liefen. Eine von oben gelenkte und genormte Masseninitiative ist freilich ein Widerspruch in sich. Primär war stets die Einhaltung der immer stärker perfektionierten Regeln von "Ordnung und Sicherheit"; demgegenüber blieb die Aufforderung zur Initiative verbal, meist nicht zynisch geheuchelt, sondern echt schizophren gedacht – was die Sache nicht besser macht.
Besonders eng war bekanntlich der Spielraum für Initiativen auf dem Gebiet der Erziehung, der Volksbildung. Wohl gehörte es zu den Axiomen offizieller Politik, daß nur dem Staatswesen die Zukunft gehöre, das die Jugend für sich gewinnen könne. Wie prophetisch in negativem Sinn sich dieses bewahrheitete, wurde spätestens deutlich, als im Sommer 1989 junge Leute in Massen in die Prager und Budapester DDR-Botschaften strömten und damit den Zusammenbruch der DDR einläuteten. Zwar waren nicht wenig soziale Maßnahmen getroffen worden (sichere Ausbildungs- und Arbeitsplätze, finanzielle Förderung junger Familien usw. usf.), sie schlugen jedoch bei immer mehr jungen Leuten weniger zu Buche als das, was sie in der DDR in wachsendem Maße vermißten und haßten.

Verprellt wurden auch allem engagierte junge Leute, die sich für mehr als das persönliche Wohlsein interessierten. In diese Richtung tendieren auch Figuren in der "Oase". Minrich z. B. registrierte, "daß sich Männer und Frauen gegen ihre Angst zusammengetan hätten: in einer Kirche, in einer Wohnung, auf unauffälligem Platz ... Abends vorm Fernseher oder tagsüber am Radio werde ich manchmal Fernzeuge von massenweisem Protest gegen das Soweitermachen, hundertfünfzig, zweihunderttausend Menschen: anderswo, in der Welt, anderswo." (181). Da es so sichtbar um das Überleben ging, mußte das autoritäre Abblocken jeder auch nur geringen eigenständigen Regung gerade junge Leute erbittern.

Minrich ist einer, der sich vorsichtig zurückzieht, als der aktivistische Freund verschwunden ist und er selbst observiert wird. Das wiederum nährt Selbsthaß und Zerstörungslust. Kristina, die von innerer Zerrissenheit frei ist, macht ihrem Freund bewußt, wie wenig er von Freundschaft und Ausgleich weiß, wie sehr sein Denken auf reine Negation und auf Feindbilder gerichtet ist, z. B. im Zusammenhang mit Mutter und Ex-Frau, die in seinem Kopf als bloße Schreckgestalten existieren. Die Erzählerin Tetzner macht deutlich, welch unberechenbares Zerstörungspotential diese Art seelischer Verkrüppelung in sich birgt. Alarmierend in diesem Zusammenhang die Entwicklung des Jungen Falko, der sich schon mit 10 Jahren an Gewalttätigkeiten – und zwar gegen eine hilflose Kreatur, ein Schaf – beteiligt. Jahrelang, von Schulbeginn hatte er sich geweigert, mit folgsam zusammengelegten Händen stillzusitzen, bis er vor 800 Schülern dazu gezwungen wurde. Seitdem öffnet er sich auch seiner Mutter Marlies und Kristina gegenüber nicht mehr. Ihm scheint eine unheilvolle Entwicklung vorgezeichnet.

Präzis skizziert Gerti Tetzner die Mechanismen, mit denen Kristina ausgeschaltet wird. Bis hin zu Elementen von Kriminalisierung wird alles aufgeboten, um sie dazu zu bewegen, ihren alternativen Ideen und Bemühungen abzuschwören. Der Erzählerin genügen Andeutungen, um solche perfekt arbeitenden Räderwerke zu charakterisieren. Damit hatten viele Leute in der DDR ihre Erfahrungen.

Vor den Augen der Lesenden wird, um es noch einmal zu betonen, ein wertvolles Stückchen Zukunft verspielt, und zwar von der Mehrheit der in dieser Erzählwelt agierenden Figuren, freilich mit unterschiedlich großen Schuldanteilen, durch Tun und durch Unterlassen. Ohne die Konsequenzen zu verschweigen, die mit Widersetzlichkeit verbunden waren, gestattet die Autorin ihren Figuren nicht, sich auf Systemzwänge hinauszureden. Als einmal über die Undurchsichtigkeit und Unangreifbarkeit verknäulter Machtbeziehungen diskutiert wird, sagt Kristina "ohne Eifer" und ohne daß es "wie eine Losung" geklungen hätte: "Man muß von unten an den Fäden ziehen." (129).

9.

Von der Autorin mit Freundlichkeit, Güte, Eigenständigkeit und Vernunft begabt, erscheinen Kristinas Freunde anfangs als Idealgestalten. Später erweisen sie sich, ebenso überzeugend dargestellt, als durchschnittliche, vor allem auf persönliche Interessen bedachte Menschen. Das ist kein Widerspruch. Auch vorher waren sie keine Altruisten, die selbstlos vom eigenen Wohl absahen. Im Gegenteil hatten sie ihr Leben auf vielfältigen produktiven Genuß eingerichtet. In der selbstgeschaffenen Oasen-Situation verwirklichen sie, zumindest ausnahms- und zeitweise, was Brecht im Stück "Der Gute Mensch von Sezuan" als Wunschbild menschlichen Zusammenlebens formuliert hatte: zugleich "gut sein zu andern" (Brecht 1959: 391) und zu sich selbst.

Tetzners Darstellung des schönen Lebens in Kristinas Runde liest sich über längere Strecken wie eine leibhaftige Utopie. So wie Kristina ihre Vision von einem Kinderhaus als "Gegen-Bild zu Gesehenem und Erfahrenem" (30) auffaßt, steht Tetzners alternative Gemeinschaft all dem entgegen, was ihr im DDR-Alltag veränderungsbedürftig erschienen war. Der Eindruck mag sogar entstehen: zu schön, um wahr zu sein! Also reine poetische Erfindung? Tetzners Darstellung des Wünschenswerten hätte kaum diese Anschaulichkeit und Konkretheit, lägen ihr nicht Beobachtetes und Erlebtes, wirkliche Erfahrungen, zumindest in Teilelementen zugrunde – eben das, was mit dem paradox wirkenden Wort "gelebte Utopie" bezeichnet worden ist.

Wie bereits erörtert, handelt es sich um eine Ausnahmesituation, nicht aber um Ausnahmemenschen. Die Fähigkeit der Leute um Kristina, sich zeitweise "utopisch" zu verhalten, beruht auf objektiven materiellen Voraussetzungen, auf der nichtkapitalistischen Struktur der DDR mit den entsprechenden sozialen Selbstverständlichkeiten (Berufstätigkeit von Frauen, zureichend Arbeitsstellen und Kindergartenplätze, bezahlbare, wenn auch bescheidene und zum Teil schäbige Wohnungen). Insgesamt erscheint elementare materielle Sicherheit aller – mit Ausnahme derjenigen, die Ausreiseanträge gestellt oder sich wie Minrichs Freund den staatlichen Behörden unliebsam gemacht hatten – als die selbstverständliche Grundlage, auf der gemeinschaftlich Muße kultiviert werden kann.

Darauf beruht auch, daß soziale Unterschiede in Kristinas Runde kaum relevant sind. Es sind alles arbeitende Menschen, seinerzeit besitzanzeigend "unsere Werktätigen" tituliert. Nicht sozial abgesperrt zu leben, ist Gewinn für alle, nicht nur der "Beziehungen" und des Naturalienaustauschs wegen. Die Kommunikationsfähigkeit der Freunde setzt unausgesprochen auch voraus, daß Eigentum, Karriere, Prestige und vor allem Geld untergeordnete Bedeutung haben.

Die Sicherheit ist bei denen am größten, die in einfachen Berufen wie Anstreicher (Minrich) oder Verkäuferin (Marlies) tätig sind. Sie können nicht "degradiert" werden. Man kann sie nicht, wenn sie sich irgendwelche "Übertretungen" haben zuschulden kommen lassen, zur "Bewährung in die Produktion" schicken – was z. B. Kristinas Vorgesetzte Beate befürchtet. Weit davon entfernt, als Arbeiter wirklich "herrschende Klasse" zu sein, lebten die "unten" mit dem Bewußtsein, auf jeden Fall ihr Brot verdienen zu können, und zwar ohne das Gefühl sozialer Diskriminierung.

Die Runde um Kristina setzt keine außergewöhnlichen Bedingungen voraus. Zugleich real und utopisch hätte sie vielerorts existieren können. Tetzner zeigt in verlokkenden Bildern, was finsteren weltpolitischen Zuständen (aktuelle Atomkriegsdrohungen) zum Trotz hätte sein können und was aufs Spiel gesetzt wurde.

Der Ich-Erzähler vermerkt selbstkritisch, daß er, ohne die Möglichkeiten des Widerstehens und Veränderns im täglichen Leben zu begreifen, zusammen mit seinem Freund gern das Wort "große Wende" (106) gebrauche. Es berührt merkwürdig, in den 90er Jahren in einem Text der frühen 80er Jahre das Wort "große Wende" zu lesen. Offensichtlich steht es hier in einem leicht ironischen Zusammenhang, weil es zwei junge Männer im Munde führen, die sich, ohne rechten Sinn für die Alltagspraxis, gern in luftigen theoretischen Höhen bewegen. Es bleibt offen, was die beiden unter "große Wende" verstehen und wünschen, höchstwahrscheinlich nicht das, was wirklich eingetreten ist.

Wie in Irmtraud Morgners und Christa Wolfs gedruckten Kassandra-Rufen, so ist auch in dem Gerti Tetzners ungedruckten viel aufgehoben, was das Dasein lebenswert und menschenwürdig macht und insofern in bestem utopischem Sinn zukunftsträchtig genannt werden kann.

Literatur

Bachmann, Ingeborg 1987: Ausgewählte Werke in 3 Bänden, Bd. 2, Berlin und Weimar.

Bloch, Ernst 1954: Das Prinzip Hoffnung, Berlin.

Braun, Volker 1975: Anspruch, in: Provokation für mich, Halle (Saale).

Brecht, Bertolt 1959: Der Gute Mensch von Sezuan, in: Stücke, Band VIII, Berlin.

ders. 1969: Band VII, Berlin und Weimar.

Brüning, Elfriede 1981: Partnerinnen, Halle/Leipzig.

Eckart, Gabriele 1984: So sehe ick die Sache. Protokolle aus der DDR, Köln.

Helmecke, Monika 1986: Klopfzeichen, Berlin.

Hensel, Kerstin 1989: Hallimasch, Halle/Leipzig.

Kachold, Gabriele 1989: zügel los, Berlin und Weimar.

- dies. (nunmehr unter dem Namen Gabriele Stötzer-Kachold) 1992: grenzenlos fremdgehen, Berlin.

Kirsch, Sarah 1973: Die Pantherfrau, Berlin und Weimar.

- dies. 1973: Zaubersprüche, Berlin und Weimar.

- dies. 1974: Die ungeheuren bergehohen Wellen auf See, Berlin.

Königsdorf, Helga 1978: Meine ungehörigen Träume, Berlin und Weimar.

- dies. 1982: Der Lauf der Dinge, Berlin und Weimar.

- dies. 1986: Respektloser Umgang, Berlin und Weimar.

- dies. 1990: Ungelegener Befund, Berlin und Weimar.

Kollontai, Alexandra 1982: Wege der Liebe, Berlin.

Krauß, Angela 1984: Das Vergnügen, Berlin und Weimar.

Lange-Müller, Katja 1987: Wehleid – wie im Leben, Frankfurt/Main.

Maron, Monika 1981: Flugasche, Lizenzausgabe, Berlin.

Moog, Christa 1985: Die Fans von Union, Düsseldorf.

Morgner, Irmtraud 1962: Ein Haus am Rande der Stadt, Berlin.

- dies. 1964: Notturno, in: Neue Texte. Almanach für deutsche Literatur, Berlin und Weimar.

- dies. 1974: Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura, Berlin und Weimar.

- dies. 1979: Hochzeit in Konstantinopel, Darmstadt und Neuwied.

- dies. 1983: Amanda. Ein Hexenroman, Berlin und Weimar.

- dies. 1990: Emma, Nr. 2, Köln.

- dies. 1992: Rumba auf einen Herbst, Hamburg/Zürich.

Müller, Inge 1996: Irgendwo; noch einmal möcht ich sehn, hrsg. von Ines Geipel, Berlin.

Reimann, Brigitte 1975: Franziska Linkerhand, Berlin.

- dies. 1983: Brigitte Reimann in ihren Briefen und Tagebüchern, Berlin.

- dies./Henselmann, Hermann 1994: Briefwechsel, Berlin.

- dies./Wolf, Christa 1993: Eine Freundschaft in Briefen, Berlin und Weimar.

Runge, Erika 1972: Frauen. Versuche zur Emanzipation, Frankfurt/Main.

Schlott, Jutta 1980: Meilenweit, in: Neue Deutsche Literatur (ndl) 1/1980.

Schubert, Helga 1975: Lauter Leben, Berlin und Weimar.

- dies. 1984: Blickwinkel, Berlin und Weimar.

Schütz, Helga 1980: Julia oder Erziehung zum Chorgesang, Berlin und Weimar.

- dies. 1986: In Annas Namen, Berlin und Weimar.

Seghers, Anna 1968: Das Vertrauen, Berlin und Weimar.

- dies. 1979: Über Kunstwerk und Wirklichkeit, IV Ergänzungsband, Berlin.

Strittmatter, Eva 1986: Mai in Piešt'any, Berlin und Weimar.

- dies. 1995: Briefe aus Schulzenhof, Bd. 3, Berlin.

Tetzner, Gerti 1974: Karen W., Halle/Saale.

- dies.: Die Oase, unveröff. Manuskript.

Wander, Fred 1996: Das gute Leben, München/Wien.

Wander, Maxie 1977: Guten Morgen, du Schöne, Berlin.

- dies. 1979: Tagebücher und Briefe, Berlin.

Wolf, Christa 1968: Nachdenken über Christa T., Halle/Saale.

- dies. 1974: Selbstversuch, in: Unter den Linden, Berlin und Weimar.

- dies. 1976: Kindheitsmuster, Berlin und Weimar.

- dies 1983: Kassandra, Berlin und Weimar.

- dies. 1986: Berührung. Maxie Wander, in: Die Dimension des Autors I, Berlin und Weimar.

- dies. 1987: Störfall, Berlin und Weimar.

- dies. 1989: Gesammelte Erzählungen, Berlin und Weimar.

Worgitzky, Charlotte 1980: Vieräugig oder blind, Berlin.

- dies. 1983: Meine ungeborenen Kinder, Berlin.

Zeplin, Rosemarie 1980: Die kleine Seejungfrau, in: Schattenriß eines Liebhabers, Berlin und Weimar.

- dies. 1984: Alpträume aus der Provinz, Berlin und Weimar.

- dies. 1990: Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Geradlinigkeit, Berlin und Weimar.

ANTHOLOGIEN

Das Kostüm, 1982: Geschichten von Frauen, Berlin und Weimar.

Dünne Haut, 1987: Tagebücher von Frauen, hrsg. von Erika Rüdenauer, Halle/Leipzig.

SEKUNDÄRLITERATUR

Helwerth Ulrike/Schwarz, Gislinde 1995: Von Muttis und Emanzen. Frankfurt/Main.

Lehmann, Eris 1993: Untersuchungen zur kulturellen Mnemotechnik im Patriarchat, Diplomarbeit, Berlin.

Sillge, Ursula 1991: Un-Sichtbare Frauen, Berlin.

Szepansky, Gerda 1995: Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR, Frankfurt/Main.

Thietz, Kirsten 1992: Ende der Selbstverständlichkeit? Die Abschaffung des § 218 in der DDR, Berlin.